

1  
240601













# Spiegel guter Sitten

und

## nützlicher Kenntnisse.

---

Fromme Erzählungen und nützliche Belehrungen

verfaßt und gesammelt

von

**Dr. S. Anton Zarisch,**

Weltpriester, k. k. Schulrath, Real- und Volksschulen-Inspektor  
für Steiermark.

---

Dritte aufs neue durchgesehene Auflage.

---

Wien, 1860.

Verlag von Mayer und Compagnie.

(Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe.)



I

240601



# Erzählungen.

## Das Schulfest.

Ein edler, würdiger Schullehrer, der einerseits nicht fehlen ließ, die Kinder des Dorfes zu guten Christen und braven Menschen heranzubilden, hatte alle seine Zöglinge um sich versammelt.

Es war ein schöner, heiterer Nachmittag, und der letzte des Brachmonats, auf den die Schulkinder mit freudiger Sehnsucht gewartet hatten. Es war heute das Schulfest. So hieß fortan der letzte Nachmittag eines jeden Monates. Denn es hatte der Lehrer diese Stunden dazu bestimmt, den Kindern, wenn sie den ganzen Monat hindurch brav und fleißig gewesen, eine für sie passende, ihre Gemüther rührende Erzählung vorzutragen. Das war wirklich ein Schulfest. Wie freuten sie sich vom Kleinsten bis zum Größten. Sie konnten kaum das Mittagessen im älterlichen Hause abwarten. So eilten sie zur Schule. Das Schulfest! das Schulfest! So hieß es da und dort. Und der Jubelruf hatte nicht selten Erwachsene, ja selbst Ältern und Großältern herbeigeloct.

Also am letzten Nachmittage des Brachmonates —

an einem solchen Schulfeste — saßen die Kinder im Schulgarten, im Schatten der dichtlaubigen Obstbäume, oder an den duftenden Rosensträuchen gruppiert. Nach und nach hatten sich auch wieder Männer und Weiber aus dem Dorfe versammelt, und bildeten den Hintergrund aufmerksamer Zuhörer.

Auf einer Tafel vor der Geißblattlaube standen die Worte mit großer Schrift:

„Die Freuden der Menschen stehen im Verhältnisse mit der Güte ihres Herzens!“ —

Der alte Lehrer, freundlich lächelnd, saß auf dem Rasen vor der Laube, und auf die Tafel deutend, fragte er die Kinder: „Habt ihr Alle den Spruch gelesen?“ —

„O ja! Ja wohl!“ hieß es rechts und links. „Nun — und habt ihr ihn auch verstanden? fragte der Lehrer noch einmal, und deutete auf Rosine, die fleißigste und beste seiner Schülerinnen. —

Das Mädchen besann sich kurze Weile, erhob sich dann, und erwiederte: „Je reiner und unschuldiger das Gemüth des Menschen, desto reiner und unschuldiger seine Freuden. Ein gutes Gemüth findet seine Freude im Wohlthun!“

„Nicht unrecht geantwortet! lächelte der Lehrer, und setzte hinzu: „Das sollt ihr nun hören, meine lieben Kinder! Ich habe da ein altes Buch, von dem ich euch schon oft gesagt, daß es viel des Schönen

und Nützlichen enthalte, was nicht verborgen bleiben darf. Wo immer ich mich umsah nach diesem Buche konnte ich es doch nirgendwo entdecken, als nur in meinem kleinen Bücherschranke. So ist es eine seltene Perle geworden, die ich im Kramladen um wenige Groschen gekauft, ehe sie zertreten werden sollte. Was ihr jetzt aus dem Buche hören werdet, hat ein gewisser Josef Böschel erzählt. Ich kann euch von dem Manne nichts Näheres sagen. Aber, was er uns hier gibt, hat ihn ehrwürdig gemacht in den Augen aller braven Menschen. So merket auf, und höret wohl! Ihr müßt mir's nach einer Woche wieder erzählen!"

Eine tiefe Stille lagerte sich rings unter den Bäumen und um die Rosensträuche. Da entfaltete der Lehrer das alte Buch und las.

Heinrich, ein armer Junge, trug im birkenrindenen Körbchen Erdbeeren in die Stadt, und kam damit von Ungefähr in das Haus des menschenfreundlichen Wacker.

Moriz, die liebste Sorge, die süßeste Hoffnung, des besten Vaters, erblickte ihn auf der Treppe. „Willst du was, lieber Junge?“ fragte der freundliche Moriz den armen Heinrich. —

„Kaufen Sie keine Beeren, junger Herr?“ sagte Heinrich mit einer bittenden Miene, indem er mit seinem Hütchen von Stroh die braunen Haare, welche die heitere Stirne halb bedeckten, herabstrich.

Moriz zog den Mund. „Beeren? — Die esse ich nicht gern.“

„O sehen Sie nur die schönen Erdbeeren, erwiderte Heinrich, und stieg einige Stufen höher; ich habe sie heute im Walde gepflückt. Sie schmecken so gut. Kaufen Sie mir doch ab, junger Herr! Das Körbchen um einen Groschen. Die liebe Sonne geht schon unter, und ich möchte gern noch bei Zeiten heimkommen, und die Krautbeete unsers Wirts, bei dem wir in der Miethe sind, meiner Mutter begießen helfen.“

Moriz war schon fähig, den Sinn dessen, was Heinrich sagte, zu fassen und zu fühlen. „Nein, guter Junge, du sollst deine Beeren nicht weiter tragen. Gib sie her — alle. — Ich muß dir abkaufen, daß du bald heimkommst. Da!“ — sagte er, und gab ihm die Barschaft seiner Tasche, einige Groschen über den Wert der Beeren, die Heinrich hinsetzt.

Heinrich. Je, sehen Sie doch! Da geben Sie mir ja zu viel.

Moriz. Nimm nur, nimm. Ich verdiene es nicht so fauer, wie du.

Heinrich. Aber, ich habe es Ihnen doch nicht abgebettelt. Da dürft' ich es nicht nehmen. Es ist eine Schande.

Moriz. Nein, ich schenke dir's, weil du gewiß einer von denen bist, die mein Vater meint.

Heinrich dankte freudig. Die Art, mit der er's



that, und sein offenes Gesicht nahmen Morizen noch mehr ein. Der elende Anzug, welcher ihm jetzt mehr auffiel, und seinen Blick heftete, erregte sein Mitleid lebhafter. Er faßt Heinrichs Hand, vertraulich und herablassend, wie er seinen Vater oft Dürstige fragen sah und hörte, fragt ihn Moriz: „Hast du sonst nichts anzuziehen, als dies da?“

Heinrich. O, ich habe wohl noch ein Klüftchen auf die Sonntage; 's ist freilich nicht viel besser, aber jetzt behelfe ich mich schon noch damit. Nach der Ärnte will mir die Mutter einen neuen Rock schaffen, wenn wir so viel verdienen, sagt sie.

Moriz. Also mußt du deine Kleidung erst verdienen?

Heinrich. Das nicht. Die Mutter verdient sie. Ja, wenn ich das schon könnte! Ich bin ihr nur so zur Hand. Aber warten sie nur, junger Herr, bis ich größer bin, dann will ich's der guten Mutter gewiß wieder einbringen.

Moriz. Du hast also keinen Vater mehr?

Heinrich. Der Vater im Himmel oben, zu dem ich alle Tage bete, der sorgt für mich und meine Mutter, und gibt uns Alles. O, er hat mir Sie, junger Herr, wohl auch heute zugeschickt, daß Sie mir so gut und so geschwind abkaufen.

Moriz (in einem zärtlichen Tone, der die Bewegung seines Herzens verriet). Meinst du?

Heinrich. Er schickt uns ja alles Gute zu, der liebe Gott, sagt die Mutter immer. Hat er mich nicht auch die Beeren finden lassen? — So viel hab' ich noch nie dafür bekommen. (Er sieht in die Hand.) Das ist viel! Was die arme Mutter für eine Freude haben wird!

Moriz. Und doch wolltest du's nicht nehmen.

Heinrich. Ei, 's ist mir ja verboten zu betteln. Das thun nur böse Jungen, sagt die Mutter, die nicht folgen und arbeiten wollen, und auch keinen Segen Gottes haben. Sie haben mir's aber geschenkt?

Moriz. Für deine Beeren, guter Junge. Hast's wohl verdient.

Heinrich. Wie will ich jetzt durch die Stadt hinausrennen! — Nun davon, (er steckt das Geld ein) kann sie auch wieder etwas auf meinen Rock zurücklegen.

Moriz. Das soll sie nicht. Warte! sagte der liebe Moriz im Ausdrücke der freudigen Ueberzeugung, daß Heinrich einer von den wahren Dürftigen sei, auf die ihn sein Vater immer aufmerksam macht; die desto dürftiger sind, je weniger sie es scheinen wollen; deren Bescheidenheit ein desto thätigeres Mitleid verdient, je weniger sie's heischen. Warte! Du bist eines bessern Rockes wert. (Moriz stellt sich neben ihn, und mißt die Achseln.) Mein Vater hat mir ein grünes Kleid geschenkt, das sollst du haben. Es wird dir gerade recht sein. Ich bringe dir's gleich! —

„Nun, wie gefällt euch die Erzählung, Kinder?“  
 ragte der Lehrer, indem er das alte Buch mit dem kleinen  
 Drucke, den eine große Brille ihn lesen half, bei Seite  
 legte. „Wie gefällt euch der arme Heinrich und der  
 brave Moriz?“

„O, die Geschichte ist wunderschön,“ riefen einstimmig  
 die Kinder, von denen manche Thränen der Rüh-  
 rung in den Augen hatten.

„Da weiß man nicht,“ setzte Rosine hinzu, indem sie  
 mit dem weißen Taschentüchlein sich die Wangen ab-  
 trocknete, da weiß man wahrlich nicht, welchem von  
 Beiden man den Vorzug geben soll, dem armen Hein-  
 rich oder dem reichen Moriz?“

„Aber fahren Sie doch fort, lieber Herr Lehrer!“  
 riefen die Kinder.

„Nur sachte, sachte! war des Lehrers Antwort. Ihr  
 seid von mir schon lange gewohnt, daß ich auf Alles,  
 was ich euch erzähle, eine Nutzenanwendung habe. Habt  
 ihr gehört von dem schauerlichen Brande von Rosen-  
 thal? Auch das Schulhaus ist ein Raub der Flammen  
 geworden. Die Schulbücher der armen Dorfkinder sind  
 verbrannt. Ach, und nicht nur dies! Viele haben keine  
 Kleider, keine Schuhe mehr! Dazu sind die Felder ihrer  
 Ältern erst kürzlich vom Hagel vernichtet worden. Der  
 liebe Gott hat die Gegend augenscheinlich heimgesucht.  
 Und es geschah gewiß, um die Herzen ihrer reicheren,  
 gesegneten Mitmenschen zu prüfen. Stellt euch nun vor,

die Kinder von Rosenthal seien der arme Heinrich. Darf ich hoffen, daß ich unter meinen Kindern recht viele Morize habe?

Bei diesen Worten stellte der alte Lehrer eine Geldkassette auf den steinernen Tisch der Laube, und ließ in dieselbe, von den Kindern ungesehen, einen Thaler fallen. Nur ein vornehmer Herr, der über die Gartenmauer hereinklickte und von Niemanden bemerkt wurde, hatte es gesehen. Und von diesem wurde auch später, einen einzigen Umstand ausgenommen, den man vom alten Lehrer erfahren, die schöne Szene des Schulfestes im Freundeskreis erzählt. Eine freudige Bewegung unter den jungen Zuhörern gab zu erkennen, daß sie mit ganzem Herzen bereit seien, das Beispiel des edlen Moriz nachzuahmen.

Aber der Lehrer erhob diesmal den Zeigefinger, zum Zeichen, daß er Stille für sich fordere, setzte die Brille auf die Nase, nahm das alte, dem Inhalte nach kostbare Buch wieder zur Hand, und las in der Erzählung weiter.

„Es ist einer von den Erziehungsgrundsätzen des Herrn Wacker, dem guten Herzen seines Sohnes, in das er Religion und Tugend mehr durch Beispiele als Worte pflanzen, von Zeit zu Zeit Nahrung zu verschaffen, und die Vertheilung dessen, was er zu mildthätigen Ausgaben bestimmt, seiner Willkür gegen eine getreue Rechenschaft zu überlassen. Dies thut er theils,

um dessen Begriffen über den Wert und Gebrauch der Glücksgüter die gehörige Richtung zu geben, und deren Anwendung ihm desto einleuchtender zu zeigen; theils und vorzüglich, um durch die Ausübung das zarte Herz für das Vergnügen, wohlzuthun, reizbarer und empfänglicher zu machen. In dieser Absicht schenkte er ihm neulich das Kleid zur Belohnung des Fleißes und der guten Aufführung, und zum Beweise der väterlichen Zufriedenheit, mit dem Beisatze, daß er ihm das Vergnügen gönnen wollte zu empfinden, wie süß es sei, einen armen Bruder zu bekleiden. — Wie schlägt jetzt das edle Vaterherz bei der Szene, welcher er aus dem nahen Zimmer unbemerkt zusieht.

Indeß hält der arme Heinrich seinen Monolog bloß pantomimisch.“

„Was ist das?“ unterbrach ein Knabe vom nahen Rosenstrauche her die Erzählung des Lehrers.

„Monolog, fiel die verständige Rosine ein, heißt Alleingespräch, und Pantomimit — Geberdenspiel. Das heißt also, der arme Heinrich war innerlich so bewegt, daß er, was er sich selbst sagen wollte, nur durch Geberden auszudrücken im Stande war.“

„Richtig“ lächelte beifällig der alte Lehrer, wiederholte und fuhr weiter fort.

„Indeß hält der arme Heinrich seinen Monolog bloß pantomimisch. Die freudige Erwartung drücken



die verschiedenen Wendungen aus, die er mit seinem Strohhütchen macht.

Nun kommt Moriz mit seinem Geschenke hergehüpft: „Da — lieber Zunge, wie heißest du denn?“

Heinrich. Ich heiße Heinrich, mein schöner junger Herr.

Moriz. Da, lieber Heinrich, hast du einen Sonntagsrock. Ei, du mußt ihn anziehen, daß ich dich darin sehe.

Heinrich weiß sich nicht zu benehmen; Moriz dringt in ihn, bis er den Rock anzieht.

Mit geschäftiger Freude springt Moriz um ihn herum, zupft da an dem Ärmel, und hier an dem Schoße. „Bravo!“ ruft er einmal über das andere aus, und frohlockend, wie über ein gelungenes Meisterstück, klatscht er in die Hände: „Bravo! Wie du gleich ganz anders aussiehst, lieber Heinrich. Sollte man's doch kaum glauben, was die Kleider können; und bist noch eben der nämliche gute Zunge.“

Heinrich steht stumm, scheint sich in dem schönen Rocke nur halb zu kennen. Mit abgleitenden Blicken sieht er wechselweise auf den linken Ärmel, dann auf die rechte Tasche, über die er mit der Hand herabfährt. Freudenthränen steigen ihm in die Augen.

„Wie angemessen! sagt Moriz, der ihn von allen Seiten betrachtet. Hübsch, ganz hübsch! Das Kleid, da du's anhaft, gefällt mir besser, als je. Aber sieh,

deine bloßen Füße, die stechen garstig ab. Weißt du was, lieber Heinrich, komm übermorgen wieder! Ich will mich recht gut aufführen, und dann meinen Vater — hilf du mir nur beten, daß Gott mir den guten Vater und meine liebe Mutter lange, lange gesund erhalte — um Schuhe und Strümpfe bitten. O, er schlägt mir eine solche Bitte nie ab; er schenkt mir sie gewiß, und die schenke ich dir wieder.“

Der arme Heinrich wollte danken, konnte aber nichts reden, denn seine Kehle war wie zugezogen. Nur stottern konnte er: „Junger Herr! O mein junger Herr! — Mein Gott! — Wie sind Sie so gütig!“

„Warum weinst du denn?“ fragt Moriz, und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.

Nach einem kurzen Schweigen sagt Heinrich, indem er den Rock auszieht: „Aber, mein junger Herr, wenn...“

Moriz. Was denn?

Heinrich. Wird denn der Herr Vater, wenn Sie den schönen Rock so ohne seine Erlaubnis . . .

Moriz. Ohne seine Erlaubnis? — Sei unbesorgt. Packe nur deine Sachen zusammen. Werde ich denn etwas verschenken, was ich nicht darf?

Heinrich. Sie dürfen also?

„Ja mit meiner Erlaubnis!“ sagt Herr Wacker, der aus dem Zimmer austritt.

Moriz. O mein Vater, sehen Sie . . .

Vater. Gut, mein Sohn — (zu Morizen mit

einem vielbedeutenden Händedruck — und zu Heinrichen mit der ihm ganz eigenen, liebeichen Art gegen Arme). Mit meiner Erlaubnis, redlicher Knabe, schenkt dir mein Sohn seinen Rock. Er gehört jetzt dir. Da — (er gibt ihm ein Schnupftuch) binde deinen Rock hinein. Nun kannst du eilen, daß du deine Arbeit nicht versäumst. Und übermorgen kommt wieder um die Schuhe und Strümpfe, die dir mein Sohn versprochen hat. Ich hoffe, er wird dir Wort halten können.

Heinrich nimmt sein Päckchen unter den Arm, küßt Herrn Wackers Hand, auf die eine Thräne fällt, der dankbare Zeuge seines gerührten Herzens.

Moriz schüttelt freundlich Heinrich's Hand. Mit nassem Blick sieht er die Treppe hinunter ihm nach.

Jetzt schmiegt er sich an seinen Vater, der ihn mit Entzücken an das väterliche Herz drückt. „Mein Sohn — ruft er aus — mein liebster Sohn! Diesen Kuß zum Beweis meines Beifalls, den diese Handlung verdient. Auch der himmlische Vater sieht mit Wohlgefallen auf dich herab. Sei immer so; sein Segen wird auf dir ruhen, und er wird dir öfter das Glück, wohlzuthun, schenken. Du hast mir ein Vergnügen gemacht, das dem gleich, welches ich aus deinen Augen lese. Wie ist dir, mein Sohn?“

Moriz. O mein Vater, wohl! wohl! — O, ich kann's nicht sagen wie wohl!

Vater. Ich glaube dir's. Du hast allerdings

Ursache, dich zu freuen, aber auch Ursache, Gott zu danken. Denn er mag dir wohl den armen Heinrich zugeschiekt haben, daß du deine Gabe so gut anbringen könntest. Siehe! Solche reine, selige Freuden läßt uns der Allgütige genießen, wenn wir von dem, was er uns aus den weisesten Absichten mehr, als unsern dürftigen Brüdern gab, wohlthätig ausspenden. Was muß dein Herz nicht bei dem Gedanken empfinden, daß ein so guter Knabe jetzt den Rock, den du trugst, tragen werde! Wir wollen uns, wenn er übermorgen wiederkommt, nach seiner Mutter genauer erkundigen, die gewiß auch ein gutes Weib sein mag, und dann — —

Moriz. Gewiß ist sie's. Darf ich Sie daran erinnern, mein Vater?

Vater. Das sollst du. Geh' jetzt (sagte er liebevoll, der weise Vater, der die Bewegung des Herzens seines Sohnes sah, und ihn seiner Empfindung überlassen wollte), geh' auf deine Stube, mein Sohn! Dein Tagebuch wird heute einen glücklichen Tag mehr bezeichnen; es wird mit einer guten That schließen.

Moriz gieng auf seine Stube, und zum Klavier, suchte sich den armen Mann aus Weissens Liedern auf, und spielte und sang:

„Laß mich immer näher geh'n,  
und sein ganzes Elend seh'n!

Man lernt nie sein Glück erkennen

wenn man nicht das Elend kennt.“

„Ja wohl erkennt man's nicht, unterbrach er sich selbst, wenn man das Elend nicht kennt! Was habe ich nicht, das der arme Heinrich bedarf, und entbehren muß! Kleider mehr als ich anziehe. Darf sie nicht erst von dem sauren Verdienst einer Mutter, darf keine Gabe von dem Mitleid anderer erwarten; habe den guten Vater, die liebe Mutter, die für mich sorgen, und mir's geben, ehe ich weiß, was ich brauche, mir auch das Vergnügen verschaffen, Andern zu geben. Wie glücklich!“

Ganz durchdrang dies das bewegte Herz, es schwoll auf von süßer Wehmut und Dankbarkeit; er fuhr fort:

„Noch für Den voll Dank entbrennen,  
der uns dieses Glück gegönnt.“

„O mein Gott, mein himmlischer Vater! Wie kann, wie soll ich dir danken? Du, du bist es, Allgütiger, der mir die guten Ältern, Alles gibt, mit dieser unnenmbaren Seligkeit meine Brust füllt! Sieh, Herr, mich unvermögenden Knaben! Sieh mein Herz, es schlägt dir! Nichts kann ich, als vor dir niederfallen und stammeln!“

Schluchzend sprach er dies, fiel auf seine Kniee, Bonnethränen drängten sich aus seinen Augen, und rollten in reinen Perlen über die glühenden Wangen herab.

Herr Wacker fühlte die Freude des Menschenfreundes über eine gelungene gute Absicht. Die süßeste Freude des Vaters über einen hoffnungsvollen Sohn



fühlte er doppelt, als er sie der vortrefflichen Mutter des guten Moriz mittheilte. —“

Hier legte der ehrwürdige, alte Schulmeister das Buch bei Seite, und betrachtete im Kreise herum die Gesichter seiner jungen Zuhörer. Und als er durch die Thränen, die in eines jeden Auge glänzten, auf die Rührung schließen konnte, mit der die Kinder seine Erzählung angehört, schien er sehr zufrieden zu sein, und lächelte, indem er vor sich hin flüsterte: „Der Same ist in gutes Erdreich gefallen. Wenn der liebe Gott das Gedeihen gibt, freu' ich mich einer ergiebigen Ährnte!“ —

„Ach, lieber Herr Lehrer,“ rief Agatha, des Dorfwirts kleines, munteres Töchterlein, und jammerte mit den Händen. „Sie machen das Buch zu, und die Erzählung kann noch nicht zu Ende sein. Der wackere Moriz hat ja mit Erlaubnis seines Herrn Vaters den armen Heinrich auf übermorgen bestellt, um Schuhe und Strümpfe zu holen. Das möcht' ich doch vollends wissen, ob er gekommen; lesen Sie doch, Herr Lehrer! Wir bitten gar schön, lesen Sie doch!“

„Davon sagt das Buch nichts mehr,“ antwortete der Lehrer; ich kann es euch daher mit Bestimmtheit nicht angeben.“ — „Sollte er aber,“ setzte er mit Nachdruck bei, „noch nicht gekommen sein, so wird er sich wol an die Rosenthaler Schulkinder anschließen, die auch keine Schuhe und Strümpfe haben.“

Dies war das Schlagwort für die weichherzige Jugend. „Die Rosenthaler! Die Rosenthaler! Die armen Kinder! Die armen Rosenthaler Kinder!“

So mischten sich allenthalben die Stimmen des Mitleids unter einander. Und diejenigen Kinder, deren Ältern noch im Hintergrunde standen, hüpfen zu diesen hin, und baten; die andern aber eilten flugs nach Hause.

Bald waren sie wieder alle beisammen, und giengen nun in förmlicher Prozession, vom Kleinsten bis zum Größten, der Laube zu, und legten so herzensfröhlich, als es nur Kinder sein können, ein Jedes nach der Kraft seines Vermögens, verschiedene Silberstücke in die Kasse, die der sichtbar vergnügte Lehrer vor Kurzem auf die steinerne Bank gestellt hatte. Ach, wann wird dem lieben Gott eine Prozession wieder einmal so gefallen haben, wie diese kindliche?

„Kinder,“ sagte der Lehrer, „während sich eure Hände so mild beschäftigen, Gaben für die Armen herzugeben, sollen auch eure Lippen und eure Gemüther bei dieser süßen Arbeit sein. Wir wollen ein Lied dazu singen.“

Der Lehrer stimmte an, und die Kinder sangen:

„Christ, wenn die Armen manches Mal  
vor deiner Thüre steh'n!

Mer' auf, ob nicht in ihrer Zahl  
der Herr sei ungesch'n?

Und wenn ihr matter Ruf so bang  
erschallt zu dir herein:

Horch' auf, ob seiner Stimme Klang  
nicht möchte d'runter sein?

O nicht so fest und eng' verschließ'  
die Thüren und das Herz!

Ach, wer den Heiland von sich stieß',  
was träfe den für Schmerz?

D'rum öffne gern und mitleidsvoll  
dem Flehenden dein Haus,  
und reiche mild der Liebe Zoll  
dem Dürftigen hinaus.

Denn ehe du dich's wirst versch'n,  
ist's dein Herr Jesus Christ,  
der wird durch deine Thüre geh'n,  
weil sie so gastlich ist.

Und ehe du ihn noch erkannt,  
der arm erschien vor dir,  
erhebt er seine heil'ge Hand  
zum Segen für und für.

Zum Segen über deinen Tisch,  
und über all' dein Gut,  
und über deine Kinder frisch,  
und deinen frohen Muth.

Zum Segen über deine Zeit,  
die du hienieden gehst.

Und über deine Ewigkeit,  
da du dort oben stehst;

dort oben, wo er dann die Thür'

dir auf mit Freuden thut,

wie ihm und seinen Brüdern hier

— du thatst mit frommen Muth. —“

Das Lied war eben zu Ende — da flog etwas Schweres durch die Luft, und fiel gerade an der Laube vor die Füße des Lehrers hin.

„Was ist das?“ sagte dieser, und langte darnach. Es war eine Börse. Lehrer und Kinder und Ältern, die immer noch da waren, staunten nicht wenig. Alles drängte sich zusammen. Der Lehrer öffnete, nahm ein Zettelchen heraus, und las mit lauter Stimme die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Wenn auch nicht der edle Wacker aus Ihrer Erzählung, so hat doch, außer dem allsehenden Auge Gottes, noch Jemand, der hinter Ihrem Edelmuthe nicht zurückbleiben möchte, diese rührende Szene mit angesehen. Fahren Sie fort, wackerer Menschenfreund, die Ihnen anvertraute Jugend menschenfreundlich zu erziehen — und der Lohn für ihre Bemühung kann nie ausbleiben. Den Kindern aber schenk' ich den Inhalt dieser Börse. Sie mögen über denselben verfügen, wie sie wollen.“

So lautete die Schrift auf diesem Zettelchen. Der Lehrer sah mit begeistertem Blicke auf die Schuljugend. „Nun, Kinder, was wollt ihr thun?“

„Den Rosenthaler Kindern!“ riefen Alle mit einer Stimme: „Der armen Schule in Rosenthal!“ —

„Das hab' ich von euch erwartet!“ sagte der Lehrer, und wischte sich nun selbst ein paar Thränen aus den Augen, die gegen Himmel sahen, und zu sprechen schienen: „Gott, vergilt's dem edlen Geber!“ —

„Nun, Kinder,“ fügte er hinzu, „nun dürft ihr das nämliche Wohlgefühl empfinden, wie der wackere Moriz! Wie ist euch, meine Lieben?“

„O wohl,“ riefen Alle, so recht vom Herzen wohl!“

„Deß freu' ich mich,“ schloß der edle Mann, und segnete die Kinder: So bewahret euch dieses Wohlsein für alle Zeiten!“

Die Kinder boten einander die Hände, und eilten jubelnd auseinander.

Für Jung und Alt aber blieb dieser Tag ein Tag der Freude, einer solchen Freude, die nur allein aus dem Gefühle, wohlgethan zu haben, entspringen kann. Und nach Jahren noch sprach man in der ganzen Gegend mit wahren Vergnügen von dem schönen Schulfeste des Brachmonats.

### Die Rache des Redlichen.

(Nach einer wahren Geschichte.)

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Josef, der alte Fischer, aus dem entblätterten Walde zurück. Mühsam wankte er den beschneiten Pfad vor dem Hause des Jägers Hartig vorbei, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber. „Halt, Alter!“ rief aber der Jäger und sprang wild aus seiner Wohnung heraus. „Wo hast du das Holz her? Das Holz ist nicht dein! du hast mir's entwendet!“

Josef erschrock. „Jäger, ich habe nichts entwendet,“ stammelte er.

Hartig. Lüge mir nichts vor, Alter! Gestern erst fällte ich Holz; drüben im Walde liegt es; von diesem nahmst du's. Her damit!

Josef. Nein, Jäger, ich habe es gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht.

Hartig. Du lügst alter Graukopf! Her damit!

Josef. Seht nur, es sind ja lauter kleine, dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.

Hartig. Entwendet hast du's! Was sollen deine Lügen!

Da riß er dem Greise ungestüm die Bürde vom Rücken, und warf sie über die Brücke hinab dem Strome zum Spiele. Nun ist der Streit zu Ende, sagte er höhnißch, und trabte wild in das Haus. Josef sah ihm wehmüthig nach, und wankte nassen Blickes von dannen.

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eisstoß gieng. Da schwammen die Eisstücke mächtig heran, und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten zu Schollen, und Trümmer zu Trümmern. Eisklötze sammelten sich sträubend zu Haufen, und stemmten sich, und schwellten die Wasser des reißenden Stromes.

Da kam Paul, Hartig's Sohn, aus der Stadt, und wollte über die Brücke wandern. Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schauderszene sah.

Josef selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, misrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Hartig sah's. „Komm hurtig herüber,“ rief er trotzig: „die Brücke wird eben nicht brechen; weiß Gott zu was dich sonst der alte Haderer noch verleiten würde. Komm' herüber!“ Paul lief. — Stoß auf Stoß an die Brücke. Sie wankte. — — Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. — — Nun wieder einer. — — Da sank die Brücke und stürzte in das Wasser, und der Knabe mit. Wie wüthete da der Vater drüben, wie jammerte Josef der Greis, herüber! — Fürchterlich heulte im Fluß der Knabe, und schrie um Hilfe. An einem Balken angeklammert, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden, und schrie, und rang muthlos die Hände

Wie konnte er hoffen, daß der Fischer den Unglücklichen retten würde?

Aber Josef mit den Silberhaaren sprang beherzt in seinen Kahn, und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke, riß den Knaben aus dem Strudel, und brachte ihn glücklich zum Vater an's Land. „Hier geb' ich dir deinen Sohn zurück,“ sagte er liebevoll, mit einem Tone, der Wölfe selbst bezähmt hätte: „sieh, er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.“ Hartig getraute sich nicht die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. „Vergib mir, redlicher Greis!“ sprach



er endlich, zu sehr gerührt, und mit einem Strome von Thränen, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herab stürzten „vergib mir mein hartes Betragen!“ „Was soll ich dir vergeben?“ erwiderte Josef mit freundlicher Miene. „Hab ich mich denn nicht eben genug an dir gerächet?“ —

**S artig.** Also war Wohlt h u n deine Rache, beleidigter Mann? — — Gott! rächet sich der Kedliche so? „Betet für die, so euch fluchen, thuet denen wohl, die euch hassen und verfolgen, sagt der Heiland, so werdet ihr glühende Kohlen auf das Haupt eurer Feinde sammeln.“ — Wie schön hat Josef dies Gebot erfüllt.

### Robert, der Soldat.

Hier in meinem einsamen, stillen Thale, aus welchem mir meine amtliche Praxis nur selten einen weitem Ausflug gestattet, gedenke ich öfters mit besonderem Wohlbehagen an die einzelnen Szenen aus der unruhigsten, geräuschvollsten Zeit meines Lebens, deren Erfahrungen, so sauer sie auch zum Theil erkauft werden mußten, für mich in vieler Hinsicht die theuersten, geistig gesegnetsten waren, die ich in meiner Jugend gemacht habe. Wenn ich auf meinem alten Schimmel am Bache hin oder durch den Buchenwald zu einem meiner Kranken reite, da erwacht in mir lebhaft die

Erinnerung an jene Tage, wo ich ebenfalls, meist auf einem freilich munteren Schimmel reitend, in Gesellschaft von Tausenden der frischen Kriegsgefährten mit dem alten Blücher und mit Gneisenau, dort über meinen nachbarlichen Rhein nach Frankreich zog. Ich meine, ich müßte die Trompeten hören oder aus der Ferne den Donner der Kanonen und das Geprassel des Kleingewehrfeuers; müßte, wenn ich aus dem Wald hinaus käme, ein Lager vor mir sehen mit seinem Gewimmel der Soldaten. Neben und zwischen den Stunden des lauten Kriegsgetöses oder der Eilmärsche, wobei man acht Tage lang nicht recht zu sich selber kam, hat es in dem damaligen Befreiungskriege auch solche gegeben, die ich meine Sonntagsstunden nennen möchte, weil sie meinem Herzen ein Ausruhen und ein Sammeln neuer besserer Kräfte für künftige Zeiten gewährt haben. Zu diesen Stunden haben denn allerdings vor andern die gehört, deren Geschichte ich jetzt erzählen will, sagte Wilhelm zu den Anwesenden.

Ich war als Arzt einem Korps von meist jungen Männern beigezellt, welche der Mehrzahl nach so wie ich, aus freiem Antriebe an dem Kampfe für das Vaterland, für deutsche Sitte und deutsches Recht Theil nahmen. Da waren kräftige Pommern und muntere Rheinländer, Leute von der Ostsee und von der Nordsee brüderlich vereint; nur dann, wenn die Regel des Krieges dieß erforderte, gab es befehlende Offiziere und

pünktlich gehorchende Gemeinde; bei anderer Gelegenheit war dieser Unterschied nicht bemerkbar, denn unter den Gemeinen fanden sich Jünglinge, denen ihre Geburt im geselligen Leben eine bedeutende Stellung zugesichert hätte. Ich lernte freilich die meisten nicht einmal ihrem Namen nach, sondern nur nach Gestalt und Gesichtszügen kennen, und, wie dieß bei einer solchen ab- und zuströmenden Menge nicht anders sein konnte, auch in solcher Weise so flüchtig, daß ich einen und den Andern wie ich ihn Jahre nachher in seiner gewöhnlichen, bürgerlichen Kleidung wieder sah, gar nicht oder schwer erkannte. Dennoch wurden auch, wie ich dieß aus Erfahrung bezeugen kann, in jenen Feldzügen Freundschaften geschlossen, welche mitten in des Lebens Wechsel, bis zum Ende kräftig fortbestanden und bestehen werden. Einer der liebsten Freunde aus der Schaar der Kampfgenossen ist mir freilich frühe von der Seite genommen worden; er hat sein Grab bei einer kleinen, armen Dorfkirche in der Mitte von Frankreich gefunden; aber der Brand der Liebe, der mein Herz mit dem seinen vereinte, ist nicht mit ihm zu Grabe gegangen, sondern wird auch jenseits des Grabes fortbestehen. Und dennoch weiß ich von diesem lieben Menschen nicht einmal den Familiennamen, den ich vielleicht gehört, leider aber mir nicht aufgezeichnet habe, sondern nur den Taufnamen Robert, bei welchem wir ihn nannten; auch kann ich nicht mit Sicherheit sagen,

ob das Wupperthal, aus welchem er zu dem Heere kam, seine eigentliche Heimath, oder vielleicht blos eine Gegend gewesen war, in welcher er mehrere Jahre gelebt hatte.

Ein besserer Menschenkenner, als ich damals war, würde wohl in Robert bald jene Ueberlegenheit des Gemüthes geahnt haben, die ihn vor uns andern auszeichnete. Mir war allerdings auch sein edles, schönes Gesicht, in welchem ein Zug lag, den ich für Melancholie hielt, aufgefallen; da er jedoch des Abends bei den Wachtfeuern und auf dem Zuge nur wenig sprach und bei manchen Gelegenheiten zwar jugendlich heiter mit uns lachte, bei andern aber verschlossen und in sich gefehrt da saß, ließ ich den vermeintlichen Sonderling seines Weges gehen, ohne ihn näher zu beachten.

Robert stand noch in der ersten, schönsten Blüte seiner Jünglingsjahre; wie sein Inneres war, so hielt er sich auch äußerlich ganz besonders sauber und rein; dieß zog ihm von den Kameraden manchen Spott zu. Vor dem sanften Angesichte des Robert, sagten sie, wird kein Feind sich fürchten, der könnte ruhig in ihre Schaa- ren hineinreiten, sie würden ihn für ein Mädchen halten, dessen weiche Hand Keinem ein Leides zufügen kann. Robert schwieg, fand aber bald Gelegenheit, durch die That zu antworten. Einstmals bei einem nächtlichen Besuch, den wir dem Feinde unvermuthet in einer seiner festen Stellungen machten, welche die Straße und den Uebergang über den Fluß versperrte,

schien zuletzt Alles darauf anzukommen, daß eine Batterie genommen würde, die ihrer Lage nach fast unangreifbar war und von den Franzosen mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde. Es war schon vieles Blut der Unsrigen an den Felsen hinuntergeflossen; eine Schaar der Angreifer nach der andern war unterlegen und zurückgeschmettert worden. Da raffte sich ein Haufe von Freiwilligen, geführt von muthigen Männern und Jünglingen, zusammen; sie stürmten von Neuem an; die Batterie wurde genommen. Nur wenige der tapfern Leute kehrten zurück, auch diese bluteten fast Alle aus den empfangenen Wunden. Ich half diese als Arzt verbinden und pflegen; da erblickte ich zu meiner Verwunderung auch den zarten Robert unter ihnen. Dieser war so heiter und fröhlich, als ich ihn noch niemals gesehen. „Wie,“ so fragte ich ihn, „Sie waren auch mit bei dem kühnen Anlauf?“ „Ich habe,“ so antwortete er freundlich lächelnd, „nur das gethan, was andere Soldaten auch thaten; und der Katholik erfährt gar oft in seinem Leben, daß er, wie es im Psalm heißt, mit seinem Gott getrost über Mauern springen und Kriegsvolk zererschlagen könne.“ — Am andern Morgen wurde es bekannt, daß Robert mit zwei wackern Pommern, die jedoch Beide nicht mehr unter den Lebenden waren, zuerst durch die Pallissaden eingedrungen sei, und überhaupt, Allen voran, so tapfer sich benommen habe, daß unser edler General

ihn einer ganz besondern Belobung und Auszeichnung für wert hielt.

So sehr der wackere Jüngling bei dieser Affaire allen Gefahren sich ausgesetzt hatte, war dennoch keine seiner Wunden eine gefährliche. Er konnte bald den Wagen, auf dem man ihn als Blessirten dem Heere nachführte, wieder verlassen und sein Pferd besteigen. Von da an hatten wir Alle eine größere Achtung vor Robert, der übrigens jetzt in seinem neuen Range als Offizier, sich noch viel freundlicher und demüthiger gegen seine Kriegsgenossen betrug als vorher.

Bei einer andern Gelegenheit waren wir auf unserem Marsche in ein Dorf oder einem Marktflecken einquartiert gewesen, dessen Bewohner allerdings schon bei den vielen Durchzügen Manches gelitten haben mochten, dabei aber auch so unfreundlich und karg sich benahmen, daß nur die gute, strenge Mannszucht, die unser General führte, die Soldaten von Gewaltthätigkeiten zurückhalten konnte. Als wir am nächsten Abend bei den Wachtfeuern zusammensaßen und an dem Proviant uns erquickten, von welchem wir im Lager hinreichende Zufuhren gefunden haben, wußte Jeder von uns Etwas über die Erfahrungen im letzten Nachtlager zu klagen; man schimpfte und scherzte über das filzige Wesen der Quartiergeber. Mancher erzählte, wie er dennoch durch Gewalt oder List hinter die versteckten Borräthe der Leute gekommen und sich daran schadlos gehalten; ein Anderer etwa von dem

Poffen, den er heimlich seinen geizigen Wirtsleuten angethan habe. Robert allein schwieg.

Da fragte ihn einer der nächsten Bekannten: „Nun, Robert, du mußt gewiß bei dem Maire oder sonst einem vornehmen Gastfreund zu Abend gespeist und übernachtet haben, weil du gar nichts zu klagen weißt?“ „Ich war,“ so antwortete Robert, „durch Tausch mit zwei Andern, die der guten Pflege bedürftiger schienen als ich, aus freier Wahl in einem kleinen Häuschen bei einer Wittve im Quartier. Ich hatte es sehr gut getroffen, denn das arme Weib besaß zwar weder Fleisch noch Eier, weder Reis noch Mehl; aber sie hatte Etwas, das mehr wert war, als dieß Alles, ein Gottvertrauen, wie ich dieß nur selten gefunden habe. Mit Zittern und Zagen, mit Furcht vor Mishandlungen oder Grobheiten hatte sie, wie sie mir hernach erzählte, den fremden Soldaten erwartet und in herzlichem Gebet sich Gottes Schutz erfleht; wir wurden aber bald besser bekannt. Ich theilte ihren Kindern etliche Süßigkeiten mit, womit mich vor mehreren Tagen eine Dame, in deren Haus ich auf dem Marsch einquartiert war, beschenkt hatte; wir aßen in Frieden unsere Wassersuppe zusammen, unterhielten uns, so gut mein Französisch dies erlaubte, auf's Beste, beteten zusammen; ich schließ auf meinem reinlichen Strohlager sanft wie auf Eiderdunen, und als wir heute am Morgen schieden, da wünschten wir uns von Herzen ein fröhliches Wiedersehen in der Ewigkeit.“ —



„Ja,“ sagte ein Soldat, der mit uns am Feuer saß, „und ich habe gesehen, daß der Herr Lieutenant das Weib für seine Wassersuppe und sein Strohlager auch noch beschenkt hat.“ — „Sei ruhig, Franz, der Soldat hat niemals viel Geld. Wenn ich auch der Frau für ihre Kinder Etwas geschenkt haben sollte, wird es nicht viel gewesen sein.“ Die Klagen und Spöttereien über unser schlechtes Nachtlager hatten jetzt ein Ende; wir brachten das Gespräch auf andere Dinge.

Ich wurde nach einiger Zeit immer näher und besser mit Robert bekannt und verbrüderet. Ich bekenne es frei, ich bin bei diesem jungen Menschen in eine Schule gegangen, der ich mehr und Besseres verdanke, als all' den Hochschulen, die ich früher besuchte; ich bin durch ihn zu einem gläubigen, überzeugten Katholiken geworden. Freilich war mir auch auf jenen früher von mir besuchten Schulen, weder auf dem Gymnasium noch auf der Universität von Keinem der damaligen Lehrer auch nur eine Hindeutung auf das entgegengekommen, was ich nach meiner jetzigen Ueberzeugung für den Kern und Stamm alles wahren Erkennens, für den Kompaß halte, nach dessen Richtung wir uns im Leben wie in der Wissenschaft zum Rechten finden können. Unter den Lehrern in meiner Wissenschaft, denen ich näher kam, kenne ich nur Einen, der auf mich den Eindruck eines christgläubigen Gemüthes gemacht hat, und dessen Andenken ich auch aus andern Rücksich-

ten segne: dieß war der selige Professor H u f e l a n d in Berlin.

Doch ich kehre wieder zu meinem Robert zurück. Ich meine, in dem Herzen dieses Menschen lag, nur in viel höherer Weise, Etwas, das in dem feinen Takt seines Wirkens und Bewegens dem thierischen Instinkt verwandt war. Wie ein mütterliches Thier durch den Instinkt geleitet seinen Jungen immer zu rechter Zeit gerade das zuträgt und darreicht, was ihnen zu ihrem Gedeihen und Wachsthum am förderlichsten ist, so hat mein Freund Robert, der, je mehr wir uns kennen lernten, immer zärtlicher besorgt um mein Seelenheil wurde, mir auch bei jeder Gelegenheit immer die geistige Nahrung dargereicht, die zu meiner Auferweckung und Verstärkung gerade die zuträglichste war. Ein ungestümer, unkluger Bekehrungseifer, ein feindseliges Auftreten gegen die Grundsätze des Unglaubens, die ich eingefogen hatte, würde mich vielleicht ganz von ihm abgestoßen und für all' sein Bemühen unzugänglich gemacht haben; aber eine Mutter kann nicht geduldiger sich benehmen gegen ihr kleines, zuweilen ungeberdiges Kind, als er sich gegen mich benahm.

Doch am meisten habe ich gelernt und für mein Herz gewonnen am Sterbebett des lieben Freundes und Waffengenossen weßhalb ich auch davon noch einige Worte sagen will.

Es war kurz vor unsrer ersten Annäherung an Paris

und wenige Tage vor seinem Tode, da zogen wir, mit einer kleineren Abtheilung des Heeres, zur Seite der großen Hauptstraße durch ein Dorf, wo so eben das Grabgeläute um einen Todten ertönte. „Wie fröhlich,“ so sprach Robert, „stimmt mich doch immer das Läuten der Glocken, wenn es den Heimgang eines Menschen zur ewigen Ruhe aus des Lebens Gefahr und Mühen verkündet.“ Er ritt lange Zeit, in tiefes Nachdenken verloren, schweigend neben mir her. Ich halte seine damalige Bewegung für eine Ahnung des seligen Heimganges, der ihm selber so nahe bevorstand.

Es war keine eigentliche Schlacht, es war nur ein hitziges Vorpostengefecht, in das wir etliche Tage nachher geriethen; wir hatten nur einige wenige Todte und Verwundete. Unter diesen letzteren war auch mein Freund; eine Musketenkugel hatte ihn durch den Unterleib getroffen. Der schnellen äußern Verblutung war zwar vorgebeugt; ich erkannte aber bald, dass die Verletzung tödtlich sein werde. Robert fragte mich; ich konnte es ihm nicht verschweigen; diesem Menschen vermochte ich keine Unwahrheit oder Halbwahrheit zu sagen. Ich werde den Blick nie vergessen, mit welchem er die Nachricht von seinem nahen Tode empfing. Da war keine Spur jener Gleichgiltigkeit oder jenes verwegenen Leichtsinnes, mit welchem ich wohl auch öfters solche Menschen sterben sah, die zwar als vernünftige Wesen gelten, dabei aber die eigentliche Bedeutung des Todes (wie des Lebens) eben

so wenig erkannten, als ein sterbendes Vieh, oder welche wohl auch bis zu ihren letzten Augenblicken von der eiteln Sucht, vor der Welt aufgeklärt zu scheinen, nicht frei werden konnten. Noch weniger aber war in dem ruhig ernstern Blick meines Freundes eine Spur von jener verzweifelnden Furcht, mit welcher Andere den Tod zu sich herantreten sehen.

Er hatte die Hände gefaltet, sein Angesicht war, wie bei einem inniglich Betenden, verklärt. Darauf wurde er sehr heiter und fröhlich; er lächelte mich an, und die Thräne, die aus seinem Auge floss, war gewiss keine Thräne des Leides, sondern der Freude. Ich mußte meinen Freund, weil die Pflicht mich zu einem andern Verwundeten rief, auf kurze Zeit verlassen. Jedoch besorgte ich vorerst, daß er die heiligen Sacramente der Sterbenden empfieng, denn ich kannte meinen Eid, denn ich als Arzt geschworen habe, und hätte es mir nie verzeihen können, wenn ich dieser frommen christlichen Seele den Trost des Glaubens nicht verschafft hätte. Es war indeß Nacht geworden; als ich zurückkehrte, fand ich das stille Zimmer eines an der Straße gelegenen Hauses, dahin wir den Sterbenden gebracht hatten, sparsam von einer Lampe beleuchtet. „Du willst mich nicht allein lassen in meiner letzten Nacht,“ sprach er mit schwacher, öfters stoßender Stimme. „Aber ich war nicht allein. O könnte ich dir's sagen, in welch' seliger Gesellschaft ich soeben war und bin. Bleibe, und genieße

mit mir diese Seligkeit.“ Wir schwiegen Beide und in dieser nächtlichen Stille, am Bette eines sterbenden, mit Gott im heiligen Sacramente versöhnten Christen, ergriff mich ein Gefühl des inneren Friedens, das ich bis dahin niemals in meinem Leben empfunden hatte; auch meine Thränen waren nicht Thränen der menschlichen Trauer; oder wenn etwas von Trauer in ihnen war, dann war dieses mit der Wonne gemischt, die ich nicht beschreiben kann. Der Sterbende deutete auf das neben ihm stehende Kreuz. „Reiche mir,“ so sprach er kaum vernehmlich, „das Bild meines Heilandes, auf das ich es küsse.“ Ich reichte es ihm. Noch einmalkehrte eine sanfte Röthe in das bleiche Angesicht zurück, wie ein Widerglanz von der Morgenröthe des Tages der Ewigkeit. Er sank bald hernach in einen Schlummer; ich meinte, es sei der Anfang des Todeschlafes. Aber noch einmal wachte er auf. Er bat um einen Trunk Wasser; mit einem seligen Lächeln dankte er mir; seine Stimme war wieder lauter geworden, als vor dem Schlummer. „Hast du mir,“ so fragte ich, „noch Etwas aufzutragen an die Deinigen? — „Sie sind,“ sagte er, mit der Hand nach oben deutend, „vor mir heimgegangen; — sie waren treu. — Ja treu sei und treu bleibe deinem Heiland, deinem Jesus! Das ist der letzte Segen, den ich dir gebe, mein Freund. Gott segne mein Vaterland. Er verleihe ihm Frieden und dem wahren Glauben den Sieg! Jesus Christus gestern und heute und Derselbe in Ewigkeit!“

Wie Schatten eines heranziehenden Gewölkes stellten sich jetzt die Vorboten des Todeskampfes ein. Ich las dem lieben Sterbenden aus Simeons Lobgesang die Worte vor: „Nun, o Herr, läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland der Welt gesehen!“ Bei den letzten Worten war er sanft verschieden. Ihm war in der That der Tod ein Schlaf geworden.

Es schlug so eben zwölf. Ich blieb den übrigen Theil der Nacht am Bette meines lieben Todten, und auch ich konnte sagen, wie er einige Stunden vorher zu mir gesagt hatte: „Ich war nicht allein, sondern in sehr seliger Gesellschaft. Möge der Segen dieser Nachtstunden auf mir ruhen bleiben bis an's Ende.“

Selig, die im Herrn verschieden!

Seelenruhe, Himmelsfrieden  
ewigen Lohn und ewiges Heil  
ist des Glaubens seliger Theil.

---

### Das Kloster Achalm.

Auf schroff ansteigenden Felsenkuppen erhob sich die graue Burg des Ritters Wenzel, und beherrschte die weite Gegend umher mit ihrem Flüschen und ihren Hügelu und Thälern. Die Mauern hatten etwas Finsteres und schienen das Bild zu sein von dem finsternen Geiste, welcher in dem Innern des Schlosses seit Jahren hauste; denn der wilde Besitzer war bekannt als der Quäler

feines edlen, sanften und frommen Weibes, und nur wenn er auf den Raub oder in das Dickicht der Wälder zog, waltete, wo Tag und Nacht über der Unfriede gewüthet, eine beseligende Ruhe; doch war sie von kurzer Dauer, oft gleich dem Wetterleuchten, das mit flüchtigem Blitz aus den Wolken schimmert — und dann nicht mehr gesehen wird. Ritter Wenzel hatte den Altar in seiner Burgkapelle längst schon zertrümmert, kein fröhliches Glöcklein rief mehr am Morgen zum heiligen Messopfer, und der greise Priester war verbannt, ob seiner scharfen Reden gegen das wilde wüste Leben des Ritters. Los und ledig aller Mahstimmen für das Bessere, scherzte der Entzügelte leichtsinnig über die hohen Pflichten der Religion seiner Väter hinweg, und benutzte der Ahnen redlich erworbenes Besizthum als offenen Freibrief zur Befriedigung jeglichen Gelüstes. Alles floh und verabscheute seine Nähe. Die Bewohner der Umgegend sahen oft nassen Blickes zu den Fenstern der Burgfrau hinauf, und weinten bitterlich um diese Dulderin. Ihr Gatte blieb ein Gegenstand des Entsetzens; sie aber blieb ein Gegenstand innigster Verehrung, und Segen über sie sprach das gesammte Völkchen im Thal, und man nannte sie einfach und so geradehin die „Leidensmutter.“

Außerhalb der Burgwände, tief unter den Felsensuppen dehnte sich breithin die Fläche eines durch Kunst abgetragenen Berges. Diese Fläche wurde nach und nach



in einem prachtvollen Garten umgewandelt, der, mit Blumen buntester Art geschmückt, auch vieles Gesträuch und breitästige Bäume hatte, die in heißen Sommerstunden zur anmuthigsten Kühle unter den blätterrüppigen Zweigen einluden. Hierher flüchtete sich, seit der Zertrümmerung ihrer Betkapelle, die arme Burgfrau gerne, wenn ihr Gatte, zur Jagd aufgebrochen, hinaus in's Freie stürmte. In einen Hain, von Brombeerranken dicht verschränkt, ließ sich die Ehrwürdige von ihrem treuen, greisen Burgvogte Eberhard einen Altar aus rohem Gestein, wie solches sich gerade in den nahen Steinbrüchen vorfand, errichten, mit einem hölzernen Kreuze zieren, vor welchem sie stillbetend oft kniete zur Erhebung ihrer schwer gebeugten Seele.

---

Vor dem Gotteshäuschen, dem ungekünstelten, trieb eine alte Linde die reichsten Blüten, geweckt vom warmen, lauen Frühlingshauche, der säufelnd von den Höhen zu den Tiefen wehte, und sich sanft auf Blumenkronen wiegte, worauf krystallhelle Tropfen des Thaues im Abendrothe schimmerten. Die untersinkende, noch im Scheiden freundliche Sonne, gab die letzten Blicke des Abschieds den grünen Fluren, und spiegelte sich in den Augen eines hochbejahrten Burgdieners, welcher unter der Linde saß, versenkt in trübe Gedanken, und die Brust voll Kummer und auf den Lippen leise Klagen.

„Hätte der liebe Gott mich doch schon heimgerufen

von dieser Erde, daß ich nicht Zeuge sein müßte von der Greuelthat, welche mein Herr heute Abend an seiner Gattin, der reinen Katharina, verüben wird! Ich soll ihr nahe sein, ich soll unter meinem Schirm die Rotte nehmen, welche die Unglückliche erfassen muß, daß sie, fern ihrer Burg und fern ihren beiden Kindern, in einer feuchten und wüsten Waldgrotte unter Darben und Gram ihr Leben beschließe. Wenn die Thurmglöcke acht Hammerschläge hören läßt, dann soll ich sie mit den Raubknechten aus ihrem Gemache mit Gewalt fortreißen, und sie in das bestimmte Waldgrab bringen, wo die Gute langsam sich verzehren und auflösen soll in ihrem trostlosen Wehe. Ach! ich würde meinem Dienste entsagen, wüßst' ich nicht, daß ich, in Wenzel's Burg bleibend, ihr, der Unglücklichen, doch heimlich Erquickung, Hilfe bereiten könnte! Lieber Gott, schütze du nur mein Werk, daß es ihr auch dort in dem Waldgrave wohlergehe!" —

Der Alte sprach's und verstummte.

Die Linde flüsterte so traulich, und aus dem Buschkapellchen blickte das hölzerne Kreuz gar lieb hervor; denn die Goldlichter der Sonne drangen durch einzelnes G äste, und verklärten mild das hehre Zeichen der Erlösung, an welchem sonst das Auge der Burgfrau hieng, wenn sie daselbst, ungestört vom Geräusche des Weltgetümmels, ihre Andacht hielt. Die Vögel sangen ihr Abendliedchen, und fast klang es, wie Ergüsse des

Schmerzes und der Sehnsucht, weil dieses Mal die fromme Betende unter den Baumgruppen und bei der Linde fehlte; oder auch schien es, als trauerten die Vögel mit dem alten Manne, welchen sie so trübsinnig bald in das Abendroth, und bald auf ein schmales Burgfensterchen hinüberblicken sahen.

„Freundlich, wie der heutige Frühlingsabend,“ sprach der Alte für sich wieder, „war indessen die Kindheit der nun Starkgeprüften! So prangen die Lilien des Feldes nicht, wie Katharina, das engelgleiche Mädchen blühte, die Zierde des Gaues umher, und die Sittsamste der Burgfrauen in der ganzen Runde. Ihre Schönheit und ihre Reichthümer sind die Quellen ihres Unglückes geworden. Der allhin gefürchtete und mächtige Ritter Wenzel warb frühzeitig um die Älternlose, und Katharina, wäuhend sich dem Herzen und der Hand eines Wiedersinnigen, der gar fein und fromm thun konnte, hinzugeben, um als liebende, sorgsame Gattin sich in seine Pilgertage zu theilen, in Freud und Leid, fiel als Getäuschte frühe schon in die wie mit Rosen anmuthig bedeckten Fallstricke, und mit dem genommenen Ehe- ringe trat sie unbefangen in den Kreis ihres Elends. Ihre Rettung ist unmöglich; aber um ihr bitteres Loos zu mildern, will ich den Gott der ewigen Liebe bitten, daß mir die Kraft und die Gelegenheit dazu werde. Bleibt ihr Niemand getreu, und ist sie von Allen getäuscht: der alte Eberhard täuscht sie gewiß nicht! —

Der altehrwürdige Eberhard sah wiederholt nach dem mit festen eisernen Gittern verschlossenen Fensterchen der Burg hinauf, das ein spärliches Licht in die Kammer warf, in welcher Katharina schmachtete. Er wandte den treuen Blick nicht von den dunklen Stäben, und ihm war es, als sehe er zuweilen das bleiche Antlitz der Herrin, an deren Lebensstamme der Wurm des Unglückes fürchterlich nagte. Die Abendluft bewegte sanft die Blätter der Linde, so daß ein wehmüthiges Geflüster aus den Zweigen tönte zu den Seufzern des gramgepressten Alten. Er dachte mit Bangen an die acht Hammerschläge der Abendglocke.

Aus den Thalgründen herauf hallten in diesem Augenblicke tieftrauernde Liederklänge, hehr und ernst gleich einem Chorale, den man bei der Begleitung einer Leiche zu singen pflegt. Wie feierlich ward Alles jetzt dem Burgvogte! Er verließ das gemüthliche Plätzchen unter der Linde und bog sich über den Hollunderzaun des Gartens, um zu erspähen, wer die Sänger denn wol seien, die gar sinnig mit so klagsamen Melodien den Reiz vom Frühlingsabend zur sanften Wehmuth dämpften. Durch die Flur des Thales giengen im Zuge die Bewohner des nahen Dorfes, und junge Männer trugen auf der Bahre den Sarg eines frommen Hirtenmädchens, das vor einigen Tagen in der Blüte seines Daseins gestorben; die hochbetagten Ältern wanderten hinter der Leiche, nachweinend dem einzigen, inniggeliebten Kinde. Blumenkränze schlicht und einfach, wie das gute Mädchen

selbst gewesen, hatten seine Bekannten aus der Kindheit um den Sarg geschlungen; und sie waren es auch, welche das Grablied ihm sangen, und wünschten und demüthig von Gott ersuchten die ewige Ruhe für die abgeschiedene Seele. Die Töne verschwebten in der Berge Schlucht und die Wallenden folgten dem Kreuze, das frische Mairen umfingen, als das tröstliche Sinnbild von der einstigen Auferstehung der Hülle, welche die heimkehrende Seele der Gruft und ihrer Nacht zurückläßt, bis da kommt der jüngste Tag, das zerspringen die Särge, und die Todten erwachen, und die Leiber der Gerechten mit den Seelen sich vereinen zum ewig besseren Leben.

„Wie glücklich ist das Hirtenmädchen, das gestorben, nun durch den Tod von jeglichem Weh' und Kummer befreit ist!“ lispelte Eberhard, und blickte sehnsüchtig zu dem Gitterfenster der gefangenen Katharina mit den Worten: „O daß auch du schon ausgetrunken hättest den bittern Kelch der Leiden, — welcher dir noch gereicht werden soll! Besser wäre dir's, du schliefest auf dem kalten Ruhelissen des Todes, als daß du schlaflos jammerst auf moderndem Strohe, fern deinen Kindern, fern deinem Gatten, fern deinem Kirchlein hier im Grünen! Möchte deine Seele bald dort oben bei Jesus Christus glücklich sein, wo kein Schmerz mehr quält, und keine Thräne mehr geweint wird!“

Eberhard sah unter solchen Betrachtungen und Wünschen dem Trauerzuge so lange nach, bis derselbe sich

hinter einem Hügel verloren, die Lieder verflangen und dumpfe Stille waltete durch das Thal. Die Abendkerzen erloschen auf den Bergen, und der Schleier der Nacht umhüllte die Gegend.

Der Alte wollte zur Linde zurück; doch — wer schildert sein Entsetzen? — horch! — hört er recht? a ch t m a l schlug der Hammer auf die Burgglocke.

Eberhard zitterte. Thränen stiegen ihm in die Augen, denn er verließ den Garten, um unter seiner Leitung die gefangene Burgfrau in den ihm bezeichneten wilden, schauerlichen Wald führen zu lassen. — Die Rotte, zum Vollbringen dies Geschäftes bestimmt, harrte seiner schon längst mit Ungeduld.

„Führ' uns doch zur Mutter!“ rief es plötzlich vom Schlosse her in den Garten. „Eberhard! Wo bist du denn? Nimm uns! Laß uns die Mutter sehen! Wir wollen ihr die Hand küssen!“ „Sie reiset fort,“ „sagte der Vater, als er eben durch das Burghor hinritt. Zur Mutter, Eberhard! Wir haben mit der Mutter noch nicht gebetet!“

Eberhard hörte dieses kindliche Flehen, und machte sich auf. Es waren Wenzel's Kinder, welche rasch auf ihn zustürmten und bald um den Alten hin und her sprangen, und ihm die Händchen reichten.

„Ich führe euch zur Mutter!“ besänftigte der Greis

die Knaben und gieng. Die Kotte hämmerte mit den Waffen, und lärmte und fluchte über das allzulange Zögern ihres Anführers. Welch ein fürchterliches Amt war dem treuen Diener seiner Hausfrau übertragen! Er hatte im Leben der Berge schon sehr viele überstiegen und manches Kreuz getragen, aber solche Last, mit so vernichtender Schwere, drückte noch nie seine Seele.

Die Söldlinge schaarten sich näher um den Greis und stießen unsanft die Kinder von ihm zurück; diese jedoch klammerten sich fest und fester an den Alten, wie Gfeuranfen den mürben Baumstamm umschlingen, und riefen bang und bänger das Wort der Sehnsucht: „Führ' uns doch zur Mutter! Wir wollen mit ihr beten.“

Die Söldlinge umstanden das Burgthor und einige folgten dem Alten bis zur Kammer des Gefängnisses.

Eberhard öffnete die Thüre — und — taumelte schein zurück, und die Knaben drängten sich, unter den Händen der Wächter hinschlüpfend, zur Mutter. —

Sie saß auf einem Strohbündlein und — betete.

„„Wer kommt?““ fragte sie leise, „„und stört mich in meiner Abendfeier, in meiner Andacht?““ Sie schwieg, und die Knaben schluchzten: „Eberhard, du hast uns irre geführt, das ist ja unsere Mutter nicht, die Frau in so zerrissenen Kleidern!“

„„Es ist euere Mutter!““ bezeugte der gute Alte, und fiel in die Knie vor der Dulderin, welche die letzten Kräfte sammelte, und ihre Kinder an das Herz schloß,



und rief: „„Ja, ja, ich bin euere Mutter! Euere Mutter! Euere Mutter bin ich!““

Sie wollte den Kindern die Stirne küssen, doch ohnmächtig sank sie auf das Stroh zurück, und das Wasserkrügelein, welches neben stand, fiel um, und benetzte den Boden. Die Kinder und Eberhard suchten die unglückliche Mutter aufzurichten; aber ihre Sorge ward verhindert durch die Knechte, welche die Burgfrau wild faßten, und von der Höhe mühsam herunter schleppten. „Die Mutter stirbt! Eberhard, hilf ihr, die Mutter stirbt!“ jammerten lauter die Kinder. Eberhard tröstete sie und folgte mit den Kindern der Kotte.

Sie gelangten in den Garten und der Weg führte an dem Plätzchen vorbei, wo das hölzerne Kreuz auf dem Steinaltar aufgerichtet stand. Welche Blumengewinde hingen um dasselbe. Es war der letzte Kranz, den Katharina um das Bild des Welterlösers in ihren freien Stunden noch geflochten hatte. Der Vollmondschein beleuchtete gar träumerisch diese hehre Stelle und eine Nachtigall sang noch andächtig in dem nahen Gebüsch. Auf die rauhen Felsklumpen ließ man die Ohnmächtige nieder, und sie erwachte bald, und sah schüchtern um sich und verlangte nach den Kindern und Eberhard. „„Ich will sie segnen, und dann sterben!““ jammerte die vielgefränkte Gattin, und umfasste das Kreuz und sprach: „„O Heiland, sei du mein Trost, sei du mir gnädig, daß ich nicht klage, sondern freudig den Leidenskelch

trinke, welchen dein himmlischer Vater mir beschieden! Gib mir nur die eine Gnade, daß die unschuldigen Seelen meiner so armen Kinder nicht in Versuchungen untergehen, sondern dir treu im Dienste bleiben, und daß mein verblendeter Gatte, ach! aus seinen Verirrungen zurückkomme, und die Welt fliehe, und dir diene und felig werde!“ —

Die Kinder und Eberhard hörten dieses Alles und beteten still im Herzen für die Gute.

Die Knechte bedeuteten nun ihrem Opfer den Aufbruch. Katharina zögerte nicht, und gieng wie ein Lamm, sonder Murren weiter, und hatte nur Worte des Trostes an ihre Getreuen.

„„Wohin führt man mich?““ fragte einmal Katharina, sich an die Kotte wendend.

Die Knechte schwiegen — und stießen Fluch um Fluch über solche Kühnheit des Fragens aus.

Eberhard hatte nur Thränen, und die Kinder wichen nicht von der Seite ihrer Mutter. Die Kotte heulte Spottlieder über das Weib und priesen den Hochsinn ihres Gatten, des nun freien Wenzel's.

Katharina blieb stumm, aber Eberhard bat mit allem innigsten Flehen um Milde von den Knechten; doch je fauster der Greis seine Bitten vorbrachte, um so wüster erhoben die Rohen ihr Geschrei, daß es die Vögel in den Gebüsch aufweckte, und sie scheu hin und her flatterten.

Man gelangte nach einer halben Stunde an den Fuß

der steilsten Felsenhöhle in der ganzen Gegend, die noch mußte erstiegen werden. Von ihrer Kuppe hinab, über schroffe Steinvorsprünge hinweg, dehnte sich der Weg in die ersten Züge des weithin sich ausdehnenden Urwaldes, in dessen Geklüfte Katharina sollte gebracht werden. Der Vollmond sah wieder wolkenfreier herab, und umwehte mit seinem blassen Strale die schauerliche Wildnis.

„„Gebet mir Kunde, wohin ihr mich schleppet!““ rief Katharina beim Anfsichtigwerden dieses steilen Berges.

„„Da hinauf sollst du und droben vom Ueberhange herab in die Tiefe geschleudert werden!““ rief höhrend und gellend eine Stimme des grauenhaften Gefolges.

„„Ich sterbe gern!““ wehklagte die Unglückliche, und preßte die Kinder an das treue Mutterherz.

„„Höret nur auf mit solchen Possen, und verweichlichet die Buben nicht!““ brüllte wieder eine derbe Stimme der Geächteten zu.

Die Knaben jammerten laut auf, und wollten die Knechte von ihrer Mutter hinwegreißen, als diese eben mit einer Binde die Augen der Mutter umschloßen. Und dieß ward ihr noch zur Wohlthat, da sie nicht mehr länger die Mienen des heißesten Schmerzes in Eberhard's Antlitz und die bethränkten Augen ihrer Kinder sehen konnte. Ihr Wanderstab zu der Felsenkuppe hinauf blieb einzig der Trost der Religion. Ihrem Glauben war unser Herr und Heiland Jesus Christus, das still und

Gott ergeben dulddende Opferlamm, nahe. Sie sank mehrmals und wiederholt nieder, als halte sie Stazionen zur Ehre des bitteren Leidens und Sterbens ihres Erlösers. Sie betrachtete im Geist den Dulder am Kreuze, und das erhob sie wieder, und auch die goldene Hoffnung auf baldiges Abscheiden von dieser Welt, und die Heimkehr in das rechte Heimathaus, das Jesus den Seinen droben bereitet hat.

Katharina stützte sich auf einen ihrer Begleiter. Wie dumpfes Köcheln stöhnten plötzlich die Seufzer aus ihrer Brust. — „„Wie wird mir?““ — klang dumpf ihre Frage. „„Bald, bald hat mein Leid ein Ende! — Wenzel! — Mein Gatte, ich vergebe dir von ganzem Herzen! — Es vergebe dir alle Schuld der liebe Gott! — Hilf ihm zur Besserung, ach, **Allm** . . .!““ —

Ihren letzten Gebetsruf „Ach, Allmächtiger!“ unterbrach der Tod, der als Friedensbringer von Oben ihr für immer die Freiheit in Gott brachte.

Katharina lag entseelt am Boden.

Die Kriegsknechte schauderten zurück.

Eberhard nahm die Binde von dem Haupte der Befreiten, und die Kinder küßten die kalten Thränen aus den Wimpern ihrer unaussprechlich sanft geschlossenen Augen. — „Mutter, Mutter, sieh uns doch an, und segne uns!“ flehten die Knaben, aber keine Antwort folgte mehr von den zusammengepressten Lippen. „„Die Mutter ist gestorben!““ sprach ernst und mild der graue

Diener, und fügte den Wunsch bei: „„Gott gebe ihr den Himmel, und ihrem Gatten die Rückkehr zum Guten!““ — —

Aus den Gründen des Thales herauf tönten verworrene Hörnerklänge. Es waren die Signale von Wenzel's Wildtreiben im Forst umher. —

Auf der steilen Felsenkuppe, auf welcher Katharina den Geist aufgab, ragt jetzt ein Gebäude, ein Hospiz für fromme Büßer, und zur Herberge verirrte Wanderer dienend. Die frühere Wildnis hat sich verwandelt. Eine Treppe in die Quader des Gesteines gehauen, führt von unten bis hinauf zum Portale des Klosters. Auf der anderen Seite sind die Tiefen der Schluchten mühsam mit Erde ausgefüllt und die Ebene eines Gartens, von hohen Mauern umschlossen, dehnt sich darüber aus. Weithin wird das mit weißer Farbe übertünchte Kirchlein gesehen, und das goldene Kreuz auf dem Thürmchen blinkt wunderbarlich im Morgenschein oder im Abendroth, wie ein Trostesstern für müde Waller, die es noch zur Wanderung nach der gastlichen Klosterstätte einladet. In jeder Stunde, vom Beginnen der Abenddämmerung an bis zum Anbruche des neuen Tages, wird mit einer der Glocken geläutet, daß den Verirrten ein Zeichen gegeben werde, wo noch ein Ruheplätzchen für sie zu finden sei. Die Treppe hinauf sind in gewissen Zwischenräumen die Stazionen zum Andenken an die Leiden Jesu aufge-

richtet, und in Glaslaternen brennen des Nachts Lichter vor denselben, damit der späte Besucher des Klosters auch in der Finsternis eine Leuchte habe.

In dem Schiffe der Kirche befinden sich zwei Grabsteine in die Bodenplatten eingesenkt, und auf dem rechts liegenden ist eine gebrochene Lilie ausgehauen, darunter der Name „Katharina“ steht, und auf dem anderen, mehr zur linken Seite hin, bemerkt man eine Dornenkrone, worunter der Name „Wenzeslaus“ angebracht ist.

Wer die Höhe des Berges ersteigt, und in das Kirchlein eintritt und die beiden Grabstätten betrachtet, der möchte gern wissen, wen diese Marmorsteine hier bedecken in den Kammern der Todesruhe. Und der Pförtner des Klosters, welcher die Fremden aufnimmt, und ihnen Speis und Trank zur Erquickung im Pförtnerstübchen vorsetzt, und die am Abend oder in der Nacht Angekommenen in eine bescheidene Zelle zum Rasten führt, wird nicht müde, allen Pilgern die vorgeführte Geschichte zu erzählen; aber er versäumt es nicht, auch den Ausgang derselben beizufügen. Er bemerkt es umständlich, und unter den Ausdrücken innigster Theilnahme, wie der wilde Ritter Wenzel tief erschüttert wurde, als er den Tod seiner verkannten, und von ihm so sehr gemisshandelten Gattin erfahren, und ihr Bittgebet für sein Seelenheil vernahm, dessen letztes Wort „**Ach, Allm.**..“ den allmächtigen Gott um Gnade für ihn anrufen

folgte. Der Gedanke an sein Weib, das reine gottselige Weib, dessen er nicht wert gewesen, drückte ihn wie Felsenwuchten: aber noch mehr quälte ihn, als ein nimmerfatter Wurm, das aufgewachte Gewissen, und ihm war es in stillen Stunden, als rufe ihm Jemand warnend zu: „Du bist auf dem Wege zur Hölle!“ Die Gesellschaft seiner Freunde, das Wildjagen, die Lust an Würfelspiel und Trunk — ward ihm zum Abscheu; er brach mit den alten Leidenschaften das Band der Gewohnheit und bat, auf den Knien liegend, seine beiden Söhne um Vergebung im Namen ihrer guten Mutter. Eines Tages trat er in den Garten der Burg, und betete laut die Bußpsalmen Davids. Er sah das hölzerne Kreuz mit den welken Blumen daselbst, und er entwand es der Steinhaut, nahm es auf den Rücken, und trug es bis zur Höhe hinauf, wo sein Weib verschieden war. Seine Söhne fanden den Vater dort in solchen Bußübungen, daß sie, von Schmerz überwältigt und in innerster Seele gerührt, nur mit Thränen ihn anblickten und zu Gott flehten, daß der Herr dem Kreuzträger seine Sünde verzeihen möge.

„Ich will hier ein Kloster bauen, und ein Kirchlein,“ sprach er zu seinen Kindern; „die Mutter soll darin ihr Grab haben! Ich will darben und der falschen Welt entsagen, und will aufrichtige Buße thun bis zum Ende meiner Erdentage! — Verzeihet auch ihr mir, geliebte Kinder! Vergesset nie meine Miß-



that gegen euere wahrhaft gottselige Mutter, zu euerer Warnung; aber betet auch oft und innig für eueren armen Vater, daß Gott ihm gnädig und barmherzig sei! Die gute Katharina hat mir ja auch verziehen!“

Weinend trennten sich die Kinder von ihrem Vater, der noch so lange die Hände segnend nach ihnen ausstreckte, bis sie seinen Augen entschwanden.

Wenzel hielt auch in seinem Gelöbniße des Kirchen- und Klosterbaues sein Wort. Das Werk begann alsbald, und er selbst, im Bettlerkleide dastehend, half wie ein gemeiner Arbeiter und genoß nur spärlich Brod und Wasser. Auf dem Kreuze schlief er am Abend.

Nach einigen Jahren war der heilige Bau vollendet, und der Klostergarten konnte bepflanzt werden. Wenzel bewohnte mit dem alten Eberhard das Kloster anfänglich allein, und ein Messpriester wurde daselbst angestellt. Der Leichnam Katharina's wurde in das Grab der Kirche alsbald eingesenkt, und Wenzel kniete oft stundenlang auf demselben in Andacht versunken.

Es war etwas tief Ergreifendes, wenn man diesen ehemaligen wüsten Ritter Wenzel nun sah, da er seinen Helm, Schild und Panzer mit dem aschgrauen Mönchsgewande vertauscht hatte; der, statt des Schwertes in dem Gurt von Stal, nun am leinenen Strick um die Lenden den schlichten Rosenkranz des heiligen Dominikus trug; der stets, und selbst in der rauhesten Wit-

terung, barfuß gieng; der sein von Schmerz undummer umflortet Auge nie mehr fröhlich zu dem Lichte der Sonne erhob; der immer und immer, wenn er im trostvollen Gebet auf den wunden Knieen lag, seine zitternden Hände über die Brust, wie laute Ankläger seiner selbst vor Gott — gekreuzt hielt, oder die Arme wie Bettler um Barmherzigkeit bei Gott stundenlang ausgestreckt, bis sie ermattet herabsanken. Dunkle Flecken, als wär' es geronnenes Blut, sah man auf dem Rücken seines Kleides; es waren die Spuren von den Geißelhieben, mit denen er sein Fleisch in mancher Nacht vor dem Kreuzifix schonungslos zu peinigen pflegte. Eine heilige Scheu weckte in jedem Herzen diese rührende Erscheinung, dieses sichtbare „Memento mori!“ — Niemand redet mit ihm: aber auch Wenzel mied die Annäherung an die Menschen und das Wort der Theilnahme von ihren Lippen. —

Er starb als wahrhaft aufrichtiger Büsser, und der hundertjährige Greis Eberhard drückte auch ihm die müdgeweinten Augen zu. Er wurde neben seiner Gattin begraben, und die Dornenkrone auf seiner Gruft sagt's dem spätesten Wanderer noch, daß er hier stille stehen, und in Liebe beten möge für die arme Seele des hier Begrabenen.

Die Söhne Wenzel's versahen das Kloster mit reichen Stiftungen, daß es die Zufluchtstätte für Mühselige und Beladene werde, und auch für alle Zeiten bleiben solle.

Nach dem letzten Worte ihrer sterbenden Mutter, wurde es Kloster „Achallm . . .“ genannt.

So wollte es der Vater auch.

Er ruhe im Frieden! —

### Eine seltsame Pflegemutter.

Der Winter des Jahres 1709, vom h. Dreikönigsfeste an bis in die zweite Hälfte des Februar, ist bekanntlich seit Jahrhunderten einer der furchtbarsten und kältesten für das mittlere Europa gewesen. Nicht nur auf den Landstraßen und draußen im Freien, sondern mitten in den lebhaftesten Gassen der Stadt, in den Häusern, ja selbst in den Betten fand man damals viele Menschen erfroren; das stärkste Feuer in den Kaminen und Defen reichte nicht hin, ein Zimmer von mäßiger Größe nothdürftig zu durchheizen; während die eisernen Platten des Ofens glüheten, überzog sich sechs Schritte davon, in der Nähe der Fenster des Wasser in einem Gefäß mit Eis; Bäume, so wie Felsen, in deren Höhlungen und Klüften das Wasser sich verhalten hatte, welches nun beim plötzlichen Gefrieren gleich einem Sprengpulver wirkte, zerbarsten von der Stärke des Frostes; Sperlinge, Dohlen und Krähen fielen zuweilen plötzlich todt aus der Luft herunter, ganze Ketten von Nepphühnern fand man in den Schneegrotten, darin sie sich gerettet hatten, erstarrt; Fledermäuse wurden durch den ungewöhnlich hohen Grad

der alldurchbringenden Kälte aus ihrer Winterruhe geweckt; sie flatterten mitten am Tage heraus ins Freie, sanken aber nach wenig Schwingungen todt zur Erde. Die Schnelligkeit der Hirsche wie der Rehe war dahin; wie gelähmt sah man diese Thiere in der Nähe der Landstraßen und selbst der menschlichen Wohnungen umher taumeln; als der Frühling kam, fand man eine Menge derselben todt in den Wäldern liegen; die Weiher und Teiche, deren Wasser bis auf den Grund hinab ausgefroren gewesen war, stanken, als sie im Frühling wieder aufthauten, von der Masse der todtten Fische. Das Elend und die Noth giengen damals, namentlich in dem unter Ludwig XIV. furchtbar bedrückten Frankreich, in sehr mannigfaltigen Gestalten umher, denn außer der harten Winterkälte hatte das Volk auch durch Mangel und große Theuerung der Lebensmittel zu leiden; die Wintersaaten, die Neben, der größte Theil der Obstbäume waren vernichtet, die Getränke und die Gemüse selbst in dem wohlverwahrtesten Keller zu Eis geworden.

In dieser Zeit einer großen Noth trieb sich auf den Gassen von Luneville in Lothringen ein armer Savoyardenknabe umher. Er war ein vater- und mutterloser Waise; sein älterer Bruder, der bis dahin in der Fremde sein Schutz und sein Trost gewesen war, hatte, um sich einige Franken zu verdienen, einen Botengang nach Nancy übernommen und war nicht wieder zurückgekehrt; er hatte das Loos so vieler Wanderer gehabt, auf dem

Wege zu erfrieren, ein Schicksal, vor welchem selbst die Passagiere in den Diligencen und die Postillons in der Hülle ihrer Mäntel und Pelze nicht geschützt waren, denn mehrmalen geschah es, daß die Postpferde mit ihrem Wagen oder ihrem Felleisen an den Stationen ankamen, aber Niemand stieg aus und ab; die Fahrenden und Reitenden waren, entweder mitkommend oder beim Herabstürzen, zu Leichnamen geworden.

Der jetzt ganz verlassene Knabe fand während des Tages bald da, bald dort in den Häusern oder auf den öffentlichen Plätzen eine kleine Beschäftigung und einen Bissen Brotes; er putzte, versehen mit den Geräthschaften seines Bruders, den Leuten die Stiefel und Schuhe, reinigte die Kleider, half als Bratenwender in der Küche, und Mancher, der ihn auf der Straße vor Frost zittern und weinen sah, schenkte ihm einen Sous. Wenn aber die Nacht kam, da erreichte sein Elend einen hohen Grad. Er hatte mit seinem Bruder in einem Zimmermanns-Schuppen geschlafen, sie hatten beide zur Decke einen alten Fußteppich des Zimmermanns gehabt, unter dem sie in ihren Kleidern, einer an den andern gedrängt, nothdürftig sich erwärmten, als er aber jetzt allein war und die Kälte so groß wurde, konnte er es auf dem Lager der Späne nicht mehr aushalten. Da erbarmte sich seiner das Weib eines Stallknechtes; sie wies ihm ein Schlafplätzchen in einem der herzoglichen Ställe an.

In diesem Stalle stand ein eiserner Käfig, darin eine

große braune Bärin ihr Lager und zugleich ihr Gefängnis hatte, denn das Thier war sehr wild und zornmüthig. Der kleine Savoyarde, der im Dunkel der Nacht in den Stall gekommen war, wusste und ahnete nichts von dieser gefährlichen Nachbarschaft und da es ihn, in seiner schlechten Kleidung und auf der dünnen Lage von Stroh, darauf er sich gebettet hatte, ganz jämmerlich fror und er mit der Hand heruntappend, bemerkte, dass da drinnen im Käfig eine dicke Streu von Moos sich finde, kroch er mit seinem kleinen, schlanken Körper zwischen den eisernen Stäben hinein auf das Lager der Bärin. Diese fuhr anfangs, als der ungebetene Gast kam, brummend empor; der arme Junge befahl seine Seele in einem kurzen Stoßgebet in Gottes Schutz. Und dieser Schutz kam ihm von daher, wo er am wenigsten zu erwarten war.

Die Bärin nahm den von Frost erstarrten Knaben zwischen ihre Taten, schmiegte ihn an sich und er lag an ihrer warmen Brust und auf ihrem dicken Pelz so weich und bequem, dass er, der seit mehreren Nächten keine Stunde ruhig geschlafen hatte, aller Furcht vergessend, gar bald in einen sanften tiefen Schlaf verfiel. Am Morgen erwachte der Kleine ganz neu gestärkt, kroch aus dem Käfig hinaus und gieng in die Stadt seinem Geschäft und armseligen Broterwerb nach; am Abend kehrte er zu seiner Bärin zurück, welche ihm sogar etwas von ihrem Fressen, das aus eingeweichtem Brod und allerhand Ueberbleibseln aus der herzoglichen Küche bestand, übrig

gelassen hatte. Er legte sich dann wieder zu seiner dickpelzigen Pflegemutter hin, die ihn, wie gestern, mitleidig in ihre Arme nahm, und an deren weicher, warmer Seite er sanfter als im besten Federbette schlief. So brachte er ohne Jemand etwas davon zu sagen, fünf Nächte im Bärenkäfig zu; in der sechsten aber hatte er die Zeit, in der er sonst zu erwachen und aufzustehen pflegte, verschlafen; die Stallknechte, welche in der Nähe des Käfiges ein Geschäft hatten, sahen ihn beim Scheine ihrer Laternen zu ihrem Schrecken, umschlungen von den Tazen des großen Thieres da liegen, und die Bärin brummte bei ihrer Annäherung so zornig, als wollte sie es nicht leiden, daß man ihren Liebling in seiner Ruhe störe. Der Junge wachte jetzt auf, und kam zu der größten Verwunderung der Leute ganz unverletzt und lustig aus dem Käfig heraus.

Die Sache wurde bekannt und machte in der ganzen Stadt Aufsehen. Obgleich der kleine, schüchterne Savoyarde sich aus kindlicher Albernheit herzlich darüber schämte, daß man ihn in den Armen einer Bärin hatte liegen sehen, mußte er dennoch auf Befehl des Herzogs Leopold und vor den Augen dieses guten Herrn, sowie seiner Prinzen und Prinzessinnen, das scheinbar kühne Wagestück, das für ihn keines war, wiederholen, zu der Bärin in den Käfig hineinkriechen und sich von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme nehmen und wärmen lassen.

Der gute Herzog Leopold verstand, was die Bärin oder vielmehr was Gott der Herr durch das Thun der



Bärlin ihm sagen wollte. Er erfubr jetzt, in welcher ganz verlassenen, hilflosen Lage der arme Waisenknabe da in der fremden Stadt gewesen sei. Keiu Mensch hatte sich seiner, so wie es ihm Noth gewesen wäre, erbarmt, keiner in gründlich ausreichender Weise sich seiner angenommen; auch in dem Stalle würde er gleich in der ersten Nacht, die gerade eine der kältesten jenes furchtbaren Winters war, erfroren sein, wenn Gott nicht das Herz eines wilden Thieres zu einem wahrhaft mütterlichen Erbarmen gegen ihn angeregt hätte. Der Herzog ließ den Knaben kleiden, nahm ihn unter seine Dienerschaft auf, ließ ihn etwas ordentliches lernen und aus dem bettelarmen Savoyardenjungen ist nachmals ein, in seinem Geschäft sehr brauchbarer und wohlbemittelter Mann geworden.

Seht, liebe Kinder, wie den Herzog von Lothringen durch eine wilde Bärlin, so läßt Gott der Herr durch die äußere, sichtbare Natur uns Allen gar Vieles sagen, das zu unserem und zu Anderer Heil dienen könnte, wenn wir es nur recht verstehen und beachten wollten. Frage dich selber, was hat dir schon so manchmal der Wiederanbruch des hellen Tages, der Aufgang der Sonne nach einer dunklen, vielleicht in Angst und Sorgen zugebrachten Nacht gesagt, was wollte dich in Zeiten, wo durch den frevelhaften Wahwitz der Menschen, durch die Empörung der Völker gegen Gott und seinen Gesalbten der friedliche Gang des Lebens zerstört, Gesetz und Ordnung wie für immer aufgelöst schienen, der Sieg des

Frühlings und alle seine segnenden Kräfte über den Frost des Winters lehren wollen? Blühte nicht der Baum eben so voll und schön wie sonst; kehrte nicht der Storch wie andere Jahre zu seiner bestimmten Zeit wieder; zwitscherten nicht die Schwalben, sangen nicht die Vögel eben so fröhlich ihr Loblied wie vorhin; hat sich der Lauf der Gestirne auch nur eine Linie von der Richtschnur seiner Gesetze verrücken lassen? Warum willst du Dich nicht erheben im Geiste zu dem Vogel, der frei und fröhlich in den Zweigen singt oder in den Lüften schwebt, wenn es unten staubt und stürmt? Es sind besonders einige Schlagwörter, welche uns die sichtbare Schöpfung Gottes bald mit einer Donnerstimme, bald mit leisem Laute in's Ohr spricht. Sie heißen Gesetz und Ordnung, Erbarmen und Liebe, Demut und gläubiges festes Hoffen.

### Der Fluch der bösen That.

Siehe, dort über die Ebenen fliegt ein Reitertrupp hin in fast ängstlicher Hast, scheinbar zwar bloß mit Waffen zur Jagd bewehrt, doch unter den Wamsen, die der Frühwind lüftet, schimmern blanke Panzer hervor. Es fehlt ihnen auch nicht die gewaltige Streitart, und das gewichtige Schwert, und um den Sattel der Rosse der Knechte klirren Ketten. Wohl stoßen die Jäger ins Horn und blasen lustige Jagdrufe, jedoch eine Jagd zu Lust und Ergötzen ist es nicht. An der Spitze dieses Trupps reitet

auf schraubendem Rappen ein hochgewachsener kräftiger Jüngling, in dessen Gesicht die Züge der Wuth und Verzweiflung ausgeprägt sind. Hochauf wirbelt der Staub von den Hufen der Kofse; Hörnerschall, Hundegebell und das Wiehern der Pferde stört die Ruhe des erwachenden Morgens. Hin geht der Zug über die Saaten und Felder des mühsamen Landmannes, dem nahen Schwarzwalde zu, dessen riesige Stämme ihre Nester ineinander schlingen, und in dessen Schooße noch immer die stille, finstere Nacht wohnt.

Aus dem nahen Kloster herab den schmalen Waldweg heraus kommt der Priester mit dem Allerheiligsten; der Mefner schellt in voller Kraft, um die Ankömmlinge an die heilige Pflicht zu mahnen, der Priester bleibt stehen und gibt den Segen, doch die wilden Reiter kehrtten sich nicht daran, und sprengen in tausendem Galopp die Waldstraße entlang.

Mit Staunen und Wehmuth sah ihnen der Priester nach, und wendete dann um so eiliger seine Schritte der nahe gelegenen Burg zu, wohin man ihn mit den Tröstungen des Glaubens für Sterbende gebeten hatte.

Wie erschrad der fromme Mann, als er in den Schloßshof eingetreten, da und dort Gruppen von Landleuten hier um einen Todten, dort um einen Verwundeten stehen sah, und als ihm die Burgfrau mit leichenblassem Angesichte, fliegenden Haaren und Hände-

ringen entgegenkam, sich vor dem Allerheiligsten Sakramente in den Staub warf.

Was ist um des Himmels willen hier geschehen, dachte der Vater bei sich, und beeilte sich den Ruf der Umstehenden und den Bitten der Burgfrau nachzukommen, denn mehr als zehn Sterbende, darunter Knappen und Kaudleute, sehnten sich nach den heiligen Sakramenten. Die Todten hatte man bereits in die Leichenkammer getragen, und einige Knechte gruben schon die Gräber für sie.

In möglichster Eile verrichtete indessen der Priester sein heiliges Amt, unterbrochen von dem Stöhnen der Kranken, und dem Jammer der Leute, die in betenden Gruppen um ihn herum knieten.

Nachdem er beendet hatte, entbot ihn die Burgfrau in das Schloß und bat ihn um Trost und um sein Gebet.

Sagt doch, edle Frau, wie soll ich mir dies Schreckensbild erklären, das soeben meine Augen gesehen? Was um Gottes willen ist geschehen, fragte der Priester.

Mit unterbrechenden Schluchzen erzählte die Gräfin: Der Thurmwächter hatte eben die eilfte Stunde der verfloffenen Nacht ausgerufen, als donnernde Schläge an das Burgthor erdröhnten, die allen in der Burg die Schrecknisse eines nächtlichen Ueberfalls kund gaben. Der Thürmer stieß ins Allarmhorn, man läutete die Sturmglocke. Im Nu war alles bewaffnet, Knappen,

Knechte und die umwohnenden Bauern schaarten sich zusammen. Es erhob sich ein, wie Ihr gesehen habt, mörderisches Gemetzel. Mein Sohn focht mit Löwenmuth. Doch ehe wir es versahen, waren die Feinde in die Burg eingedrungen, hatten alles Werthvolle geraubt, und ach, wer beschreibt meinen Schmerz, meinen Gemal, den Grafen, mit sich geschleppt, ob todt oder gefangen, das hat niemand erspäht. Die schauerlichen Folgen dieses Schreckensereignisses habt Ihr, ehrwürdiger Pater, bereits gesehen. — Noch in der Nacht entsendete mein Sohn Eilboten zu den Nachbarn, um die Unholde zu verfolgen und wo möglich den Grafen zu retten. Ohne Zweifel war es die Raubhorde, auf die der Graf schon Jahre lang mit all möglicher Strenge fahndete.

Pater. Und die sich jetzt so furchtbar gerächt hat. Ach über die Bosheit der Menschen. Doch tröstet euch, gute Gräfin, es wacht ein Auge, das alles sieht, es lebt ein Gott, dessen mächtiger Arm jeden Frevler erreicht, und der zu seiner Zeit dem Laster seine Grenze steckt. Nun erkläre ich mir die Hast, mit welcher heute, als ich den Waldweg mit dem Heiligthume herabkam, eine zahlreiche Reiter-schaar an mir vorüber ritt, und sogar der frommen Christenpflicht vergaß. Ich bemerkte an der Spitze derselben den jungen Grafen. Ach, wie war sein ganzes Wesen so ergriffen. In ein fürchterlicher Geist leitet die ganze Schaar.

Gräfin. O verzeihet ihm, daß er aus Kindesliebe die Christenpflicht versäumte.

Vater. Gnädige Frau, wie könnte ich seiner grollen. Ich kenne sein Herz. War ich ja doch sein Lehrer. Ich weiß, daß ein edles Herz in seinem Busen schlägt. Ist auch die Außenseite rauh, das hat nicht er verschuldet, auch ihr nicht Gräfin, auch ich nicht. — Verhältnisse! —

Doch finde ich sogar einen Trost in dem Werke, das er heute unternommen hat. Heute hat er mir eine Frage beantwortet, die mich gar oft beängstigt.

Gräfin. Was meint Ihr damit, ehrwürdiger Herr?

Vater. Ihr werdet euch erinnern, edle Frau, wie damals, als ich ihn, da er noch Knabe war, mit den Wahrheiten der heiligen Religion und dem Gesetze des Herrn bekannt machte, mir der Graf hastig dazwischen redete, da ich dem jungen Grafen, euerm Sohne das vierte Gebot Gottes erklären und so recht warm ans Herz legen wollte. Lasset das, Vater Benno, lasset das, das werde ich ihm erklären, sprach der Graf. Ich weiß nicht, wie mir der Graf damals vorkam; seine Gesichtszüge änderten sich, sein Wesen war wie zerstört. Immer lag mir die Sorge am Herzen, ob denn dem jungen Grafen auch seine heilige Pflicht heilig ans Herz gelegt worden sei. Und seht heute, da er aus Liebe zu dem Vater bereit ist, sein Leben auf das Spiel zu setzen, ist mein Herz ruhig. Ich suchte zwar, so gut es gieng, mein Ziel eben

zu erreichen; doch sonderbarer Weise mußte ich immer vermeiden, von Kindesliebe und Kindespflicht zu reden, wenn der Graf dabei war. Dachte ich doch, als Vater müsse es ihm um so eher genehm sein, wenn ich dem Sohne solch heilige Pflichten lehre.

Jedoch Gräfin, ich sehe, Ihr seid zu sehr ergriffen, kommet, folget mir zur Kapelle, im Gebete werdet Ihr Trost finden. Ich werde das heilige Opfer des neuen Bundes zu Euerem Troste und für das Seelenheil aller Lebenden, Verwundeten und Verstorbenen darbringen, und dann, wenn Ihr Euch Trost am Altare geholt, dann werdet Ihr mit ruhigerem Herzen der Zukunft entgegen sehen.

Das Glöcklein der Kapelle rief, und Andacht herrschte im Orte des Jammers.

Rastlos hatte der Reitertross jede Fährte verfolgt, die ihnen nur irgend eine Spur anzudeuten schien, daß da die Horde gezogen sein könne. Immer tiefer gerieten sie in das Dickicht des Waldes. Horch! da schlugen die Jagdhunde an, lautes Gebell erscholl aus dem Dickicht. Jeder griff zur Waffe und stürzte dem Orte zu. Da lagen vor ihnen die Trümmer einer alten verfallenen Burg, in welcher sich nur noch die Kapelle erhalten hatte, deren Thor ihnen entgegensah. Lautes Geschrei erhoben alle, denn sie hielten sich fest überzeugt, das Raubnest gefunden zu haben. Wie eine Kette umringten die Ritter und Reifigen die Ruine. Der junge Graf ritt geradenwegs auf



das Kapellenthor zu. Schon erhob er das Schwert, um dem Ersten, der sich nahte, den Kopf zu spalten; doch siehe, da flammten ihm Kerzen entgegen und ein Greis, um dessen kahlen Scheitel nur spärliche Silberlocken spielten, von dessen Kinn herab sich ein weißer Bart ergoß, trat an der Seite eines der gräßlichen Knappen aus der Kapelle. Willenlos zog der Graf die Zügel an, daß sich das Ross bäumte, staunend sank ihm der Arm mit dem Schwerte herab. „Wer seid ihr alter Mann? — spricht. Wohl vielleicht ein Blendwerk, durch welches das in diesen Höhlen verborgene Gesindel die Verfolger ablenken und sich noch eine Zeit zur Flucht erkünsteln will? Heute habt ihr euch verrechnet. Der Jäger gibt es viele da, und den Füchsen wird es schwer sein zu entkommen. Gestehet Alter, oder —

Mein Sohn, entgegnete der Greis, siehe da meine Gesellschafter, das Bild des Gekreuzigten, und seiner heiligen Mutter. Von irdischen Wesen habe ich Niemanden als diesen Hirschen, den ich mir zur Freude gezähmet, und der mein Gefährte in einsamen Stunden ist, und diesen Knaben, der mich, so wie einst sein Vater mit karglicher Nahrung versieht. Mehr findet ihr bei mir altem Manne nicht. Zieht in Frieden weiter, oder wenn es euch genehm ist, ruhet hier ein wenig aus, denn auf euch scheint großes Wehe zu lasten und bitterer Gram.

Die Erscheinung dieses Greises, so wie der sonderbare Umstand, daß er einen seiner Knappen bei ihm

traf, fesselten den jungen Grafen, und in seiner gereizten Stimmung schloß er hier auf den ärgsten, schwärzesten Verrath.

„Ha, schrie er in bitterem Hohne, Alter, meinet ja nicht, daß meine Jugend euch gegenüber blind sei und ich vor Achtung vor euren grauen Haaren euren Worten unbedingten Glauben beimessen werde. Wie kommt ihr zu diesem Sündlinge, oder wie kommt er zu euch? Das verräth euer Netz, das zeigt eure Pläne, die ihr mit der Hölle gesponnen. Wo ist mein Vater, gebt ihn heraus, oder ich gehe über eure zerstückelte Leiche, um ihn zu suchen. Gestohle Bube, wie kommst du zu diesem Alten, und was geht hier vor, bei deinem Leben, rede die Wahrheit.

„Herr, versetzte zitternd der Knappe, Alles, was ich weiß, will ich euch gestehen. Ich bitte euch, mich anzuhören.

„Drei Jahre sind es, daß ich diesen ehrwürdigen Greis kenne. Mein Vater führte mich zu ihm, und ließ mich hier vor dem Kreuze schwören, keinem Menschen seinen Aufenthalt zu entdecken. Er machte mir es auf dem Sterbebette zur Pflicht, allwöchentlich zweimal zur Nachtszeit ihm Nahrung und was er sonst verlan- ge zu bringen. Ungestört war bis jetzt jeder Gang, wenn mich nicht etwa ein aufgeschrecktes Wild hier schreckte, oder mir der Gießbach einen Umweg gebot. Nur in der jüngstverflossenen Nacht, ward mir bangege-



Als der junge Graf den Namen Eckhardt hörte, erblassete er; doch verbarg er seinen Schmerz. Und noch immer das Aergste vermuthend, trieb er den Greis zum Geständnisse.

Mein Sohn, antwortete dieser, lasse doch Ruhe in deine Seele einkehren. Siehe, ich stehe am Rande des Grabes, erwarte doch von mir nichts Böses. Sagt dir nicht Alles, was du siehst, dass mein Leben eine Vorbereitung zum Tode sei! Beruhige dein Gemüt. Wie ich vorhin aus deinen Worten vernahm, suchst du deinen Vater, und wie mich die Erzählung dieses Knaben lehrt, scheint Arges geschehen zu sein, das schliesse ich auch aus deinem Erscheinen in dieser Waldeseinöde, die außer diesem Jünglinge und seinem Vater noch kein Mensch betrat. Steig herab von deinem Pferde, gönne dir einige Minuten Ruhe, du bedarfst sie. Kehre ein in die einsame Wohnung eines Greises, bei dem dir Ruhe werden soll.

Der Graf, von der sanften Rede des Greises überwunden, stieg vom Rosse, trat in die Kapelle, die zugleich die Wohnung des Greises war, und setzte sich auf die mit Moos bestreute Felsenbank.

Der Greis erzählte: Siehe da, mein Sohn, zwanzig Jahre hause ich bereits in diesem verfallenen Gemäuer unter Gebet und Wehklagen. Meine Haare sind grau, mein Scheitel ist kahl geworden.

Ich sah einst bessere Tage. Angesehen, reich und

mächtig war ich im Lande. Meine Burg sah majestätisch herab von der hohen waldumgrüntem Felswand.

So weit mein Auge von der Höhe des Thurmes blicken konnte, waren meine Besitzungen ausgedehnt. Eine treue Gattin lebte an meiner Seite, und ein lieblicher Knabe, ein Kind voll Geistesgaben war unser Lebenskleinod; war mein Glück und — mein Unglück. Ich liebte den Knaben unaussprechlich, und war — leider — aus unbewachter Liebe der Sklave seines Willens. Alles sah ich dem Knaben nach, weil ich hoffte, daß er mit der Reife der Jahre sich mit Vernunft werde ziehen, und in die rechte Bahn des Lebens leiten lassen. Doch wie irrte ich mich. Der Knabe wurde Sünstling und für mich begannen nun die Leiden. Die Liebe, die ich ihm erwiesen hatte, vergalt er mit Rohheit und Undank. Zu spät sah ich es ein, daß man Kinder schon in frühesten Jugend mit Liebe und Strenge erziehen müsse. Ich hatte ihm vollen Willen gelassen, und leider nur zu früh mußte ich erfahren, daß sein Wille unbeugsam geworden. Ich wollte mit väterlicher Strenge nachholen, was ich versäumt hatte; doch jede Maßregel, die ich nahm, erbitterte ihn. Gehorchen hatte er nicht gelernt, weil ich ihn zum Gehorsam nicht angehalten hatte, sondern weil ich im Gegentheil der Knecht seines Willens war. Es erwuchs in seinem Herzen Haß gegen mich, seinen eigenen Vater. In Folge der täglichen Kränkungen starb mein gutes Weib. Ohne Thräne, ohne Nahrung folgte er dem Sarge seiner Mut-

ter; ja als wir sie begraben hatten, gab er mir zu verstehen, daß es wohl für mich Zeit wäre, abzutreten vom Schauplatz und ihm meine Rechte und meinen Besitz zu übergeben. Ernst und streng trat ich ihm entgegen. Doch er hatte bereits den Hölleplan erfonnen.

In einer Nacht wurde ich in meinem Schlafgemache von einer Schaar Bewaffneter überfallen, gebunden, fortgeschleppt, ohne daß ich wusste wohin, bis ich des Morgens in dieser Ruine erwachte. Wo ich sei, wusste ich nicht, denn ich hatte dieses alte Gemäuer nie im Leben gesehen. Die Finsternis der Wölbung umringte mich. Wunderbarer Weise sah ich neben mir Brod und Nahrungsmitteln, auch ein Kleid für den Winter, noch wunderbarer war es mir, daß ich durch fünf Jahre alle Wochen zweimal in der Nähe der Ruine in einem Korbe Nahrungsmittel fand. Bei aller Mühe, die ich mir gab, konnte ich es nicht erspähen, wer mich versorgte.

Erst nach fünf Jahren wurde es mir klar. Der Vater dieses Jünglings, einst mein treuester Diener, trat eines Morgens hier in die Kapelle ein, der einzige Mensch, den ich seit jener Zeit gesehen. Dieser klärte mir das Räthsel auf. Mein Sohn hatte ihm den Auftrag gegeben, mich zu ermorden; doch der treue Diener, der sich der Wohlthaten und Liebe erinnerte, die ich ihm erwiesen und den zugleich die Ungerechtigkeit meines Sohnes und der schwarze Undank tief schmerzte, verschonte mein Leben und brachte mich in diese alte

verfallene Ruine. Er war es, der mich mit Nahrung versorgte, und auf dem Sterbebette seinen Sohn zu gleicher Liebe verpflichtete. Doch hatte er ihm nicht entdeckt, wer ich sei, und ihm zu tiefster Verschwiegenheit beieidet. Drei Tage nach meiner Entfernung hatte der herzlose Sohn mein Begräbniß veranstaltet. Er gab vor, der Blitz habe mich erschlagen und meinen Leib entsetzlich verunstaltet. So wurde ein Sarg in die Gruft meiner Väter beigesetzt, in welchem, wie die Grabesgäste meinten, meine Leiche läge. Allgemein, so erzählte mir der treue Diener sei die Trauer um mich gewesen. Doch nicht lange nachher habe sich mein Sohn in ein geräuschvolles Leben gestürzt, und Jedem bei strenger Strafe verboten, von mir nur zu reden. Er hatte meinen Tod durch Boten und Briefe bekannt gegeben. Der treue Diener versuchte Alles, um die Schandthat aufzudecken, doch er hatte sich der größten Gefahr ausgesetzt, und sich nur durch vorgeschützten Wahnsinn gerettet, sonst hätte er die Liebe zu mir und zur Gerechtigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Seitdem hat mein Sohn, der sich indessen durch Verhehlung mit einer Tochter der ersten Familien des Landes und durch Eifer in Verfolgung des Raubgesindels emporgeschwungen hatte, allgemein kund gethan, daß sich ein Betrüger herumtreibe, der sich für den verstorbenen Grafen ausgäbe, und sich die Vollmacht erworben, diesen sowie alle, die es für wahr halten, zu bestrafen.



So war mir und dem treuen Diener jeder Weg zur Rettung abgeschnitten.

Zwanzig Jahre nun sind diese Ruinen meine Wohnung, wo ich einsam abgeschieden von der Welt nun meinem Tode entgegensetze. Ueber meinen Sohn erhalte ich Nachricht durch diesen Jüngling, der das, was ich soeben erzählte, auch heute das erstemal vernommen hat.

Der junge Ritter rief, vom Gefühle übermannt, mit durchdringender Stimme: „Alter Vater, sagt, sagt, wo lebt der Unhold, der an seinem eigenen Vater so handeln konnte? — Ich will euer Rächer, euer Retter sein.“

Mein Sohn, erwiederte der Greis. Ich stehe am Rande des Grabes, fern sei es von mir, Rache zu üben, die Rache überlasse ich Gott, er soll Richter sein zwischen mir und ihm. Vielleicht, daß er sich bekehrt und Buße gethan hat. Daß ich am Leben bin, weiß er nicht; darum, mein Sohn, verbirg in deinem Herzen, was du von mir gehört, und lasse die Rache Gott.

Nimmermehr, erwiederte der Graf. Das Verbrechen ist himmelschreiend. Ehrwürdiger Vater, ich muß! —

Plötzlich erhob sich aus dem Walde her verworrenes Geschrei. Zündet Fackeln an, leuchtet her, wir fanden eine Leiche. Lasset sehen. — So schriehen die Reisigen verworren durch einander, denn es war bereits dunkel geworden in der schaudervollen Waldung.

Man brachte die Leiche, und legte sie vor das Ra-

pellenthor. Der Knappe hatte die Kerzen von dem Altare genommen, um das Angesicht des Ermordeten zu beleuchten.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte der Greis auf seine Kniee und rief: Ach, mein Sohn Eckhardt, mein Sohn, so seh ich dich wieder.

Mein Vater, schrie zugleich der junge Graf und sank neben den Greis in die Kniee.

Eine fürchterliche Stille herrschte eine Zeitlang, im Kreise der Umstehenden.

Da erhob ein ergrauter Diener des Grafen seine Stimme und sprach, dass es allen durch Herz und Seele drang:

Sehet da den Fluch der bösen That. Von Räuberhand getödtet, liegt der entartete Sohn eine Leiche zu den Füßen seines Vaters, an dem er selbst zum Mörder werden wollte. Der ehrwürdige Greis, den ihr vor euch seht, ist Graf Bertram, der Vater des ermordeten Grafen Eckhardt, euer Großvater junger Herr. Ich war dabei, als man den Grafen Bertram, den wir alle so herzlich liebten, in seinem Gemache überfiel, ich mußte dabei sein, als er auf Befehl seines eigenen Sohnes getödtet werden sollte, und ich hielt ihn für todt. Doch jetzt sehe ich ihn lebendig wahrhaftig vor mir. O verzeihet, edler Herr, dass ich schwieg. Der Tod war auf die Entdeckung gesetzt. Doch jetzt darf ich reden. Ja höret es alle, dieser edle Greis ist Graf Bertram, den wir für todt hielten.

Sehet nach, junger Herr, in der Gruft eurer Ahnen werdet ihr in dem Sarge, in welchem euer Großvater, wie man euch verlog, begraben sein soll, — nichts finden, als Sand und Steine. Ich selbst habe auf eures Vaters Befehl den Sarg damit angefüllt.

Genug, genug, alter Schwäger, rief der Graf, du mordest mich, wenn du weiter sprichst, mit jedem Worte. O fürchterliche Entdeckung. Ach armes Herz, brich nicht, brich nur nicht, das ist zu viel für Ein Menschenherz. —

Voraus Knabe, der du meinen Großvater gepflegt, du kennest den kürzesten Weg nach unserer Burg. Zündet Fackeln an und leuchtet zu dem entseßlichen Leichenzuge. Doch eile voraus und entbiete den Vater Benno, daß er das Herz der Mutter vorbereite, auf daß es nicht breche bei der vernichtenden Kunde.

Großvater, ehrwürdiger Greis, setzt mich zu euren Füßen. Ich stehe nicht eher auf, als bis ihr mich versichert habt, daß ihr meinem armen Vater verziehen, und bis ihr mir versprecht, an meiner Seite in die Burg meiner und eurer Väter zurückzukehren.

Mein Sohn, sprach der Greis, und große Thränen rollten in seinen Silberbart, Deinem Vater, meinem Sohne Eckhardt, habe ich längst verziehen und täglich zu Gott gebetet, er möge ihm einst ein gnädiger Richter sein. Doch erlasse es mir, daß ich zurückkehre. Meine Tage sind gezählt, und der heutige brachte mich dem Grabe näher,

als ich dachte. Ziehe hin im Frieden und bestatte deinen Vater nach frommen Christengebrauch. Gestatte dem Knaben hier, daß er mir wie bisher bringe, was ich bedarf. Und bringt er dir einst die Kunde, daß meine Kräfte schwinden, so besorge mir die Tröstungen des heiligen Glaubens, und lasse mich an dieser Stätte begraben, auf der ich zwanzig Jahre meines Lebens einsam vertrauert habe. Ich taue nichts mehr für die Welt.

Erhalte nach meinem Tode diese Kapelle, und lasse sie mit den Inschriften zieren:

Du sollst Vater und Mutter ehren, damit du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden.

Ihr gegenüber, daß es Jahrhunderte den Vorbeigehenden belehre:

Das Auge, das seinen Vater verachtet und seine Mutter verspottet, sollen die Raben aushacken, und die jungen Adler sollen es fressen.

## Geschilliches.

### Der heilige Aloisius.

(Geb. 1568, † 1591.)

Nachdem ihr euch, liebe Kinder, durch einige liebe Erzählungen unterhalten habet, soll auch für eure Belehrung gesorgt werden. Zur Nachahmung im Guten erzähle ich euch die Geschichte des heil. Aloisius von Gonzaga, aus dem Orden der Jesuiten. Er wurde am 9. März 1569 zu Castiglione bei Mantua geboren, sein Vater war der Fürst Gonzaga. Die Mutter, eine gottesfürchtige Dame, belehrte ihr erstes Kind — denn das war Aloisius — früh mit der Lehre des Heilandes, und Aloisius verstand seine Mutter so gut, daß er sich schon mit vier Jahren oft von seinen Wärterinnen entfernte, um in einem verborgenen Winkel vor dem Erlöser seine Händchen zu falten. Der Vater aber, ein Kriegsmann, wollte aus seinem Sohne einen Helden ziehen, und nahm ihn frühzeitig in ein Lager mit. Hier lernte Aloisius von den rohen Soldaten einige unanständige Redensarten, die er nicht einmal verstand, und stahl etwas Pulver, um eine Kanone selbst abzufeuern,

welches ihn beinahe ums Leben gebracht hätte. Beide Fehlstritte bereuete er bis zu seinem Tode.

Vom 9. bis zum 11. Jahre lebte er am Hofe des Herzogs. Hier legte er seine erste Beicht ab, und dies brachte ihn auf der Tugendbahn noch weiter. Er gewöhnte sich alle tadelnden und kränkenden Reden ab, sprach mit der Dienerschaft nur bittend und gehorchte so pünktlich, daß seine Lehrer ihm nie einen Verweis zu geben brauchten.

Mit elf Jahren kam er nach Mantua, und stand eine schwere Krankheit aus, welche ihm eine bleibende Schwäche zuzog. Die Ärzte riethen ihm eine strenge Mäßigkeit an, welche er immer gern beobachtete. Sein Fleiß im Lernen war so groß, daß er schon mit zwölf Jahren das Leben der Heiligen in lateinischer Sprache las. Er unterrichtete in diesem Alter gern kleinere Kinder in der Geschichte des Heilandes, versöhnte die Dienstboten, wenn sie sich zankten, und machte sich also als Kind schon Vielen nützlich.

Nachdem er zwölf Jahre alt geworden war, empfing er das erste Mal die heilige Kommunion aus der Hand des heil. Norolus Borromäus, Erzbischofes von Mailand, von welchem wir bald auch einiges Schöne und Erhebende erzählen wollen.

Bald darauf kam der h. Moisius mit seinen Aeltern und Brüdern an den glänzenden Hof Philipps II. von Spanien. Hier schwächten die Zerstreuungen seine

Gottseligkeit, aber er sammelte sich bald, fand einen gottesfürchtigen Beichtvater, und fasste mitten im Geräusche des Hoflebens den festen Entschluß, in dem Jesuitenorden sich ganz der Religion zu weihen.

Sein Vater wurde darüber ganz entrüstet. Nie vergaß aber der Sohn die Achtung, die er jenem schuldig war, und mehrere Jahre dauerte der Kampf. Da gab der Vater endlich seine Einwilligung, 1585, am Feste der heiligen Katharina, trat der heilige Aloisius in das Prüfungshaus der Gesellschaft Jesu zu Rom, als er siebenzehn Jahre und acht Monate alt war.

Nur sechs Jahre hat er im Orden verlebt, aber in dieser kurzen Zeit reich an Tugend seine Bestimmung erfüllt. Er wählte sich das schlechteste Zimmer, wich jeder Ehre aus, und war gegen seine Ordensbrüder die Freundlichkeit selbst, ja er konnte von den Jüngsten Ermahnungen vertragen, doch fielen diese selten vor. Obgleich von einem anhaltenden Kopfweg geplagt, diente er doch den Kranken, lehrte die Unwissenden auf dem Lande, und sammelte Almosen für die Armen in den Straßen der Stadt. Dies that er besonders als in Rom eine ansteckende Krankheit ausbrach. Er ruhte nicht eher, bis seine Obern ihm erlaubten, den Kranken in den Hospitälern zu dienen. Hier machte er den Kranken die Betten zurecht, wusch ihnen die Füße, reichte denselben Arznei, und half den Unglücklichen in der Vorbereitung zum Empfange der



heiligen Sacramente, bis er selbst von der Krankheit angesteckt wurde, an welcher er starb. Wie kann man schöner endigen, als wenn man bei der Verrichtung eines guten Werkes stirbt? Der Heiland sagt: „Ein besseres Werk kann Niemand verrichten, als der sein Leben für seine Brüder gibt.“

Der heilige Aloisius mußte erst noch Monate lang darnieder liegen, ehe er sein Ende erreichen konnte. Er freute sich, zum Heilande zu kommen, und als ihm seine nahe Auflösung verkündigt wurde, ließ er sich das Te Deum (Großer Gott wir loben Dich) vorbeten. Da er die Sacramente der Sterbenden empfing, zerflossen alle seine Ordensbrüder in Thränen; er aber blieb heiter, und reichte jedem einzelnen zum Abschiede die Hand, bat ihn um sein Gebet, und versprach im Himmel für denselben wieder zu beten. Er verschied den 20. Juni 1591 abends spät, und sein letztes Wort war: „Jesus!“

Viele tausend Kinder, Jünglinge und Jungfrauen haben sich seitdem an seinem Wandel erbauet; darum konnte ich seinem Namen in diesem Buche eine kleine Stelle nicht versagen, um ihn auch euch zum Schutzpatrone der Unschuld zu empfehlen.

Ein Seitenstück des heiligen Aloisius ist der heilige Stanislaus, aus der edlen Familie Kostka in Polen 1550 geboren. Von Kindheit an, war er ein Muster der Unschuld, der Andacht und des Fleißes im Studiren. Mit vierzehn Jahren kam er nach Wien, seine

Studien fortzusetzen, und hatte dort viele Versuchungen von seinem ältern Bruder Paul, der ein leichtfertiger Bube war, zu erdulden. Von einer schweren Krankheit genesen, entfloß deswegen der h. Stanislaus, kam nach Rom, und wurde vom h. Franziskus Borgia, dem damaligen General der Jesuiten (einem spanischen Herzoge), seinem Wunsche gemäß als Noviz des aufblühenden Ordens aufgenommen. Hier erbaute er 10 Monate lang durch seine Tugenden sogar seine alten Vorsteher, jagte als kräftiger Jüngling sein baldiges Sterben vorher, und verschied seinem Wunsche gemäß am Feste der Himmelfahrt Mariä, 3 Uhr morgens, im 18. Jahre seines Alters. Noch heute ist das Zimmer zu sehen, wo er in Wien gewohnt hat. Es wurde in eine Kapelle verwandelt, in welcher heute noch die heilige Messe gefeiert wird. Als sein Bruder von diesem seligen Tod hörte, gieng er in sich, stiftete ein Hospital, ein Franziskanerkloster und ein Haus für die Jesuiten, ja er trat unter *Aqua viva*, der mit dem h. Stanislaus Kostka im Noviziate gewesen war, zuletzt in den Orden der Jesuiten und starb in demselben im Rufe der Heiligkeit.

Sehet Kinder, um heilig zu werden, muß man nicht gerade ein Märtyrer sein. Man kann sich schon in frühesten Jugend die Seligkeit erwerben, wenn man Gottes Gebote, Jesu Lehre treu befolgt und tugendhaft lebt. Ahmet diese beiden Heiligen nach.

### Der heil. Karl Borromäus.

Auf dem Schlosse Arona, 14 Meilen von Mailand, ward Karl von Borromä am 2. Oktober 1538 geboren. Sein Vater hieß Gilbert von Borromä, aus einer angesehenen mailändischen Adelsfamilie, und seine Mutter Margaretha, aus dem Hause Medicis, eine Schwester des Papstes Pius IV. Beide erhöhten den Glanz der Geburt durch den Adel ihrer Herzen, durch wahre Frömmigkeit und thätige Liebe gegen die leidenden Mitbrüder, und flößten auch dem Sohne ähnliche Gefinnungen ein, welchen sie schon als Kind dem Dienste des Herrn weiheten, weil sie unverkennbare Spuren künftiger Heiligkeit an ihm zu bemerken glaubten. Still, ernst, bedächtig war des jungen Karl Wesen, Andacht und Wahrheitsliebe zierten ihn, Leichtsinns und Ungezogenheit nahm man an ihm nicht wahr, den Umgang wilder Buben mied er, selbst im Scherze erlaubte er sich keine Lüge. Noch nicht ein Jüngling trug er schon das einfache Priesterkleid; die Einkünfte einer reichen Pfründe, die ihm sein Oheim, Julius Cäsar von Borromä überlassen, vertheilte er nach Abzug der für seine wissenschaftliche Ausbildung nöthigen Summe gewissenhaft zu milden Zwecken.

Die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und der Wissenschaften erlernte Karl zu Mailand, und sechzehn Jahre alt, bezog er die hohe Schule zu Pavia, um

seine Studien fortzusetzen. Obgleich umgeben von lockenden Versuchungen, von bösen Beispielen angereizt, im Besitze der Mittel, den Lüsten zu fröhnen, bewahrte der Jüngling Tugend und Unschuld. Rauschende Gesellschaften floh er; er zog den wilden Freuden die stille Zurückgezogenheit vor, wo er sich mit den Wissenschaften und seinen ewigen Angelegenheiten beschäftigte. Viele Stunden des Tages und der Nacht wußte er für das Gebet und die Betrachtung zu erübrigen; denn wer mit der edlen Zeit spart, und sie ordnungsmäßig vertheilt, vermag Vieles in ihr auszuführen, wie kurz sie auch ist, und der Weise versteht es sehr wohl, die Sorge für das Zeitliche mit dem Streben nach dem Ewigen zu verbinden.

Dem Beispiele seiner gottesfürchtigen Ältern folgend, empfing er jede Woche die heiligste Seelenspeise. So gewaffnet durch Wachsamkeit und Gebet, so unterstützt durch des Höchsten Beistand, bot Karl dem Himmel und der Erde die erquickliche Erscheinung eines musterhaften Jünglings dar, der im gesunden Körper eine gesunde Seele trägt. Im Jahre 1558 hatte er den Tod seines edlen Vaters zu betrauern. Familienangelegenheiten machten seine Gegenwart zu Mailand nöthig, und nachdem er dies geordnet, kehrte er nach Pavia zurück, um mit frischem Eifer den Studien zu obliegen, nach deren Beendigung er in Anerkennung seiner rühmlichen Fortschritte mit der Doktorwürde beehrt wurde.

Als er auf dem väterlichen Schlosse Arona weilte, um ferne von dem Geräusche und den Störungen der Stadt in ländlicher Einsamkeit sich der stillen Einkehr in sein Inneres zu weihen, und sich würdig zum geistlichen Stande vorzubereiten, starb im J. 1550 Papst Paul IV., und der Cardinal von Medicis, sein Oheim, bestieg als Pius IV. den erledigten heil. Stul.

Mochte die ganze borromäische Familie jubeln über dieses Glück und über so hohe Ehre, mochten schon Neider aufstehen, welche dem jungen Manne, des Oberhirten nahen Verwandten, die glänzende, sich ihm öffnende Laufbahn nicht gönnten, Karl verlor seinen Gleichmuth nicht, keine eigennützigte Freude gewährte man an ihm; er begab sich auf diese Nachricht in die Kirche, um zu beten, ohne Zweifel für den hohen Verwandten, auf dessen Schultern viele Pflichten und Verantwortungen ruhten, und für sich, der nun wohl nicht hoffen durfte, von Würden und Bürden verschont zu bleiben. Er vermied Alles, was als Hervordrängung und Streben nach Ehrenstellen hätte gedeutet werden können; er ließ sich nicht einmal bereden, seinen ältesten Bruder nach Rom zu begleiten, um dem hohen Verwandten ihre Huldigungen darzubringen.

Was tiefer stehenden Männern als das höchste Glück erschienen wäre, dünkte ihm nur eine Last, hätte er gerne wegen großer Verantwortlichkeit zurückgewiesen; was er vermied, suchte ihn auf, und sein Ver-

dienst wurde um so mehr anerkannt, je mehr er es zu verbergen strebte. Nach Rom berufen, ward er gleich zum Cardinal, und erst drei und zwanzig Jahre alt, bald darauf zum Erzbischofe von Mailand erhoben. Seine Tugend und sein gereifter Karakter hatten das Alter ersetzt, welches in gewöhnlichen Fällen bei so hohen Würden mit Recht berücksichtigt wird. Bitten und Thränen des jugendlichen Karl hatten den Papst in seinem festen Entschlusse nicht wanken machen können. Pius IV. schenkte ihm sein volles Zutrauen, übergab ihm die wichtigsten Aemter, die Borromäus mit Ruhm und Gewissenhaftigkeit verwaltete, so, daß selbst der Neid der ältern ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Trotz der Gunst seines Oberhauptes, trotz des hohen Ranges, den er einnahm, blieb Karl einfach, bescheiden und demüthig, und seine Lebensart wurde um so strenger und mäßiger, je mehr Mittel er bekam, zu glänzen und zu genießen. Hohe Weisheit bekundete seine ganze Verwaltung, der er unermüdet seine Kräfte widmete, wobei er dem Gebete und der Betrachtung die nöthige Zeit nicht entzog; denn wenn der Tag seine Beschäftigung mit der Verwaltung ganz in Anspruch nahm, so blieben doch die Nächte übrig, um dem stillen Verkehr mit Gott, dem Gebete und der Betrachtung zu leben.

Der Aufenthalt zu Rom wollte ihm indeß nicht zusagen, denn die Ueberladung mit Geschäften hinderte die Geistesammlung, deren fromme Gemüther nicht wohl

entbehren können, und viele nicht unmittelbar geistige Verrichtungen vermochten sein Herz nicht auszufüllen. Dann erregte es ihm auch Gewissensbedenken, von der ihm anvertrauten Heerde fern zu sein, und Fremden das Hirtenamt überlassen zu müssen. Der schon im Alter vorgerückte Papst glaubte aber, Karls Beistand zum Wohle der ganzen Kirche nicht entbehren zu können, und in der That hat dieser auf die so sehr wünschenswerte und glückliche Beendigung der oft unterbrochenen Kirchenversammlung zu Trient (1573), auf die Verbesserung der Kirchenzucht, auf die Errichtung der Priesterseminarien, und auf die Herausgabe des Katechismus von Trient, dieses musterhaften Lehrbuches, wohlthätigen Einfluss geübt, und so den wahren Glauben und die reinen Sitten auf das thätigste gefördert.

Wie freute sich der Heilige, als es ihm auf seine Bitten, nach einem Aufenthalt von sechs Jahren in dem Mittelpunkte der christlichen Welt, gelang, bei dem Papste sich die Erlaubniß zu erwirken, daß er sich zu seiner Heerde begeben durfte. Jubelnd empfing Mailand seinen Oberhirten, der sich bei seiner Ankunft zuerst nach der Domkirche begab, um dem Beginne seines Wirkens durch Gebet die Weihe zu ertheilen, und segnend seine Hände über die ihm übergebene Gemeinde auszubreiten, dann erst trat er in seinen Pallast. Am folgenden Tage des Herrn sprach er die Gesinnungen und Wünsche



gegen die Seinigen in einer rührenden Rede aus. Bald darauf veranstaltete er eine Provinzial-Kirchenversammlung, in welcher er angelegentlich darauf drang, daß in seinem Erzbisthume die Trienter Beschlüsse vollzogen, der Wandel der Priester überwacht und gebessert, und für die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes, sowie der Ausspendung der heiligen Sacramente Sorge getragen werden sollte. Im Begriffe, seine ganze Diözese zu besuchen, um sich persönlich von deren Zuständen zu überzeugen, und zu vollführen, was Noth that, erhielt er die Nachricht von der bedenklichen Krankheit seines Oheims, Pius IV., und begab sich ungesäumt an dessen Krankenlager. Zu ihm sprach er die, eines christlichen Priesters würdigen Worte: „Alle eure Gedanken müssen nun bei Gott sein. Blicket hin auf Jesum, den Gekreuzigten, der unsere alleinige Hoffnung im Leben und im Sterben ist; er, unser Mittler und Fürsprecher, ist das für unsere Sünden dargebrachte Opfer; ganz Güte und Langmuth ist er. Seine Barmherzigkeit wird gerührt durch die Reue und Thränen der Sünder, und Jedem verzeiht er, der zu ihm fleht mit demüthigem Herzen.“ Der h. Erzbischof ertheilte dem Oberhirten die h. Sterbesacramente, und sprach ihm Worte des Trostes und der Stärke bei dem Scheiden in die Ewigkeit zu, und dieser starb am 1. Dezember 1566 in Karls Armen.

Bei der Wahl eines neuen Papstes verwendete Karl seinen ganzen Einfluß zu Gunsten des würdigen Michel

Ghisleri, obschon derselbe bei seinem Oheim in Ungnade gefallen war, und dieser bestieg wirklich den Stul Petri unter dem Namen Pius V. Vergebens suchte das neue Oberhaupt unsern Heiligen an Rom zu fesseln, um sich dessen Weisheit in der Verwaltung der Kirche zu bedienen. Im Jahre 1566 kam der Erzbischof wieder bei seiner Heerde in Mailand an, um in derselben nun ganz und ungetheilt seine Hirtenpflichten zu erfüllen. Er selbst gieng mit dem rühmlichsten Beispiele voran, und sein ganzes Haus mußte in seine Fußstapfen treten, auf daß Allen ein unbefleckter Spiegel lauterer Frömmigkeit zu Gebote stände. Nur fromme und in der Tugend bewährte Diener, welche Fleiß mit Frömmigkeit vereinten, nahm er in seine Wohnung. Wer sich nicht erprobte, wurde entlassen. Nächtlicher Weile durfte Niemand die Wohnung verlassen und Gesellschaften besuchen.

Der Tag wurde mit dem Morgengebete und Absingen geistlicher Psalmen begonnen, woran der Erzbischof Theil nahm. Seine Diener wurden reichlich belohnt und christlich gehalten. Sie erhielten Speise und Trank zur Genüge, aber Fleischspeisen nur drei Monate im Jahre. Der Erzbischof nahm mehrere Jahre lang an der Tafel seiner Hausgenossen Platz, und zog sich nur zurück, um eine strengere Lebensart zu wählen. Später fastete er jeden Tag bei Wasser und Brod, und machte nur an Sonn- und Festtagen eine Ausnahme, an welchen er Gemüse oder Früchte genoss. Von Fleischspeisen, Fischen, Eiern

und Wein enthielt er sich ganz. Unter den prächtigen bischöflichen Kleidern trug er ein rauhes Bußgewand, welches er nie ablegte, gewöhnte seinen Körper an Kälte und Hitze, vermied fremde Bedienung, und diente selbst mit Freuden Armen und Kranken. So ward er Herr aller niedern Triebe, und gab sich ernstlich Mühe um das Himmelreich, welches Gewalt leidet. Bei ihm herrschte der Geist, und die Sinnlichkeit lag in Ketten, und dennoch genügte er sich selbst und den hohen Anforderungen nicht, welche er an sich stellte, und bestimmte eigens zwei fromme Priester, die er stets um sich hatte, dazu, ihn auf alles Tadelnswerte an seiner Person aufmerksam zu machen.

Wie er die Lust beherrschte und die Hoffart bezwang, so vermochte ihn auch der Mammon nicht in seine Dienstbarkeit zu bringen. Die Einkünfte seines Bisthums vertheilte er gewissenhaft, einen Theil an Arme, den zweiten zur Unterhaltung der Kirchen, und den dritten zu eigenen nöthigen Ausgaben. Sein sonstiges Vermögen verwendete er entweder zu frommen Stiftungen, besonders zu Gründung von Seminarien (diesen herrlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten zur Erziehung gläubiger und frommer Priester), deren er fünf in seinem Erzbisthume errichtete, oder linderte mit demselben die Noth der leidenden Menschheit. Den Erlös mehrerer Güter und Kostbarkeiten, die er von seinem ältern Bruder erbt, zum Betrage von hunderttausend Gulden, ver-

theilte er unter die Armen; so schenkte er auch sein Silbergeschirre den Nothdürftigen, und überließ die Einkünfte aller seiner Nebenpfründen der Domkirche. Wahrlich das Ideal eines Christen, der die Welt bezwang! — Nie fand man den Erzbischof müßig. Alle seine Zeit war ernstern Geschäften gewidmet, und sogar auf seinen mühevollen Reisen betete oder studierte er. Jeden Morgen, vor Darbringung des heiligsten Opfers, beichtete er, und täglich, selbst wenn er krank war, betete er kniend und mit entblößtem Haupte sein Brevier.

So arbeitete er an der eigenen Vervollkommnung, und suchte auch jene der ihm anvertrauten Seelen nach Kräften zu fördern. Und wer hätte mit besserem Erfolge in diesem schönen Berufe auftreten können, als er, der keine Anforderung an Andere stellte, der er nicht selbst in viel höherem Grade an sich selbst genügt hatte?

Sein Erzbisthum zählte 600,000 Seelen, 800 Pfarren und 150 Klöster. Da seit 80 Jahren die Diözese nur von Bisthumsverwesern verwaltet war, welche nicht mit der Kraft und dem Eifer des eigenen Bischofs auftreten konnten oder wollten, so mußte überall Unordnung, Verwirrung, Verwilderung und Sittenverderbnis entstehen. Jetzt trat Karl von Borromä als Reformator im eigentlichen Sinne des Wortes auf. Er erließ die weisesten Verordnungen, denen er durch sein Beispiel und durch seine Beharrlichkeit Beachtung zu erwirken wußte. Er faßte den festen Entschluß, seine Heerde nie zu verlassen,

um sie Mietlingen nicht anvertrauen zu brauchen, und Wölfe fern zu halten. Der gute Hirt hätte sein Leben für die Schafe geopfert. Er trug in seiner Kathedrale an Sonn- und Feiertagen das Wort Gottes selbst vor, und auf seinen Wanderungen predigte er oft täglich dreimal. Dann warf er vorzüglich sein Augenmerk auf die Jugend, und drang auf ununterbrochenen katechetischen Unterricht, damit das Samenkorn der Religion, gesenkt in das empfängliche Kinderherz, schöne Früchte bringe, und ein neues Menschengeschlecht emporblühe. Er beriet sich öfter mit seinen Geistlichen über die zum schönen Zwecke geeigneten Mittel, so wie über die Hindernisse, die der Besserung in den Weg traten. Das Böse hat dem Guten ewige Feindschaft geschworen, wie die alte Schlange dem Menschengeschlechte; daher kann es uns nicht befremden, daß die Feinde des Lichtes und der Tugend dem edlen Wirken des Heiligen zur Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche und abergläubischer Dinge, so wie zur Wiederherstellung der Religion und guten Sitten mit aller Kraft sich entgegen stellten; allein der würdige Nachfolger des heiligen Ambrosius waffnete sich gegen die Ränke seiner Gegner mit Charakterstärke, Beharrlichkeit und mit dem Gebete zum höchsten Helfer.

Ihm entgieng die hohe Wichtigkeit guter Priester nicht, dieser Lichter der Welt, dieses Salzes der Erde; deren Geist mit Weisheit und Gelehrsamkeit zu schmücken, deren Herzen Wärme und Eifer einzuflößen, deren Willen

mit Kraft und Entschiedenheit zu stählen, war sein schönes Streben. Zu dem Ende stiftete er im Jahre 1566 zu Mailand das große Seminar nebst drei kleinern aus eigenen Mitteln, denen er gelehrte und fromme Männer vorsetzte, welche die Zöglinge zum fleckenlosen Wandel, zur Selbstbeherrschung und zur Mäßigkeit in allen Dingen streng anhielten, und wirklich giengen aus dieser Pflanzstätte der Tugend sehr treffliche Bischöfe und Seelenhirten hervor.

Weithin verbreitete sich des Erzbischofs Wirkungskreis. Er wollte mit eigenen Augen sehen und alle Zustände selbst kennen lernen.

In seinem ganzen Sprengel war kein Ort und keine Kirche, die er nicht besuchte. Wie ungebahnt auch die Wege, wie empfindlich Hitze oder Kälte sein mochten, er setzte seine Reise nach entfernten Orten, wozu er jährlich drei Monate bestimmte, nicht aus. Er bestieg mit seinem Stabe und einem Bündel auf dem Rücken Gebirge, auf welchen kein Lastthier sicher einherschreiten konnte, und zuweilen stieß er auf Stellen, wo er kriechen oder des Steigeisens sich bedienen mußte. Wohlgemuth aß er dann mit den dürftigen Bergbewohnern Kastanien und Milch, und überließ bessere Speisen seinen Gefährten. An seine Schritte war der Segen des Herrn gebunden. Durch Herzlichkeit gewann er Herzen, der Macht seiner Liebe vermochten selbst die Härtesten und Verstocktesten nicht zu widerstehen, und so hat er Unzählige in die

Arme des Glaubens und der Tugend zurückgeführt. Wer mußte einen Mann nicht lieb gewinnen, zu dem jedem Nothleidenden der Zutritt offen stand, der Keinen ohne Trost und Hilfe entließ, der, wie sein göttlicher Meister, umhergieng wohlzuthun, den Frieden zwischen entzweiten Gemüthern stiftete, und ganz das Amt eines Schutzengels verwaltete! Und ob er auch die ungetheilte Hingebung aller Wohlmeinenden besaß, so hatte dennoch dieser große Mann, dessen Pflicht oft ein strenges Durchgreifen forderte, auch erbitterte Feinde, die ihm gar nach dem Leben stellten. Ein Meuchelmörder wurde gedungen, der eines Tages in die Kapelle schlich, in welcher der Heilige mit seinen Hausgenossen, wie ein Vater mit seinen Kindern, das Abendgebet verrichtete. Alle waren hingekniet, Psalmen zum Lobe Gottes singend. Da fiel ein Schuss; der Mörder floh, der Erzbischof war getroffen. Entsetzt umgaben ihn seine Diener; aber dieser stand nicht auf vom Knien, ließ sich in seiner Andacht nicht stören, obschon er glaubte, gefährlich verwundet zu sein, und hieß auch den Gefang fortsetzen, bis der Mörder sich in Sicherheit befinden konnte. Dieser wurde dennoch entdeckt und hingerichtet, obwohl der Heilige sich angelegentlichst für dessen Errettung verwendet hatte. Die Kugel war durch das Kleid gedrungen, hatte aber nur die Haut gestreift, denn eine höhere Hand hatte ihn geschützt.

Die schönsten Triumpfe feierte seine Liebe, als im Jahre 1576 eine wüthende Pest zu Mailand ausbrach.



Er war gerade in einem der entferntesten Theile seines Erzbisthums, als ihm die traurige Kunde überbracht ward. Gleich eilte er, wie auf Schwingen der Liebe, zu der unglücklichen Stadt. Schon kamen ihm Einige weinend und händeringend entgegen, und flehten um Rettung. Der Statthalter und die Vornehmen hatten sich bereits auf das Land geflüchtet, und die zurückgebliebenen Minister flehten den Erzbischof, sich zu entfernen, um sein Leben zu schonen; aber der Heilige gedachte der Worte seines Meisters: „Ein guter Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Jetzt war seinem himmlischen Sinne der schönste Wirkungskreis geöffnet; jetzt zeigte er, was die durch Glauben entflammte christliche Liebe, und nur sie, vermag. Mit Gott begann er sein heldenmüthiges Wirken. In seinen Reiskleidern gieng er in die Kirche, um des Höchsten Beistand über sich und seine Herde herabzurufen; dann besuchte er alle Häuser, in welchen bereits Pestfranke lagen. Wie mußte diese Theilnahme die Unglücklichen rühren! — Gewohnt, die Schicksale der Sterblichen vom christlichen Standpunkte aus zu betrachten, das Diesseits und Jenseits mit einander in Verbindung zu setzen, und überall die Hand aus den Wolken zu gewahren, sah er die schreckliche Seuche für eine Geißel Gottes zur Strafe der Sünden an, brachte die folgende Nacht mit Thränen und Gebet zu, geißelte seinen Körper, und mahnte am Morgen die Gläubigen, durch Fasten, Gebet und Buße des Gerechten Strafgerichte abzuwenden. Er stellte drei

Tage lang öffentliche Bittgänge an, und wohnte denselben mit bloßen Füßen, mit Asche bestreut, ein Kreuz in der Hand, selbst bei. Weichlichkeit war ihm fremd, und ein solcher Auftritt konnte in einem religiöseren Zeitalter, als das unsrige ist, nicht auffallend sein. Was er hier öffentlich that, geschah des Beispieles wegen, er verrichtete viel öfter Uebungen der Abtödtung im Geheimen.

Seine Willenskraft, seine Selbstbeherrschung, seine Abtödtung, seinen Bußgeist muß Jeder bewundern, wie er auch die Aeußerung derselben beurtheilen mag. Der Erzbischof ließ bei dieser Gelegenheit seine Stimme erschallen, hob aber auch die geknickten Rohre wieder auf, flößte christlichen Muth ein, und forderte vorzüglich seine Geistlichkeit zur kühnen Todesverachtung auf, worin er Allen selbst vorangieng. Tag und Nacht nahte er sich den Sterbenden, reichte ihnen heldenmüthig die heil. Sacramente, und nahm oft noch lebende Kinder von der Brust der bereits entseelten Mütter, und trug sie in seine Wohnung. Kranke, die ohne Pflege waren, ließ er in ein großes Gebäude außerhalb der Stadt bringen, wo er sie mit Allem, wessen sie bedurften, versah. Er scheute die größten Kosten nicht, Krankenwärter und Todtengräber zu bestellen, und er beraubte seine eigene Wohnung selbst von dem Nöthigsten, um das Krankenhaus zu bereichern. Gerne entbehrte er, wenn er nur die Lage Anderer erleichtern konnte. So schlief er die ganze Zeit auf Brettern, und oft, wenn er ganz erschöpft vom Krankendienste nach Hause heimkehrte,

fehlte ihm Brod, seinen Hunger zu stillen. Um die Weihnachtszeit verkündete der Heilige, daß sich der Herr erbarmt habe, und wirklich ließ die Seuche nach. Er verordnete Dankgebete, und das erkenntliche Volk begrüßte seinen Oberhirten als den Vater des Vaterlandes, als den Retter der Stadt.

Das sind Thaten christlicher Liebe, welche mit un=auslöschbaren Buchstaben im Buche des Weltgerichtes verzeichnet stehen, wenn auch die Jahrbücher der Geschichte mit keinem Worte ihrer gedächten. Wer möchte nicht in jener Stunde, wo der Schimmer eitler Ehre erbleicht, lieber wie Borromäus eine Stadt gerettet, als einen hochgefeierten Feldherrn gleich, eine Stadt erobert haben! Und wo ist mehr Geistesadel und Heldennuth, bei diesem oder bei jenem?

Obschon nun der Erzbischof, wie es uns scheinen möchte, den höchsten Grad der uns Menschen unter dem göttlichen Beistande möglichen Vollkommenheit erreicht hatte, so war er doch selbst ganz anderer Meinung, hielt sich in seiner hohen Demut für einen großen Sünder, strebte nach einer immer höhern Stufe, suchte immer mehr alles Irdische von sich abzulösen, und die Sinnlichkeit ganz zu er=töden. In seinem leeren Palaste saß der Erzbischof, dem alle Mittel zu Gebote standen, ein Wohlleben zu führen, genoß seine Speise und sein Wasser aus einem irdenen Geschirre, und wählte sich den harten Boden zu seinem Ruhelager. Ganze Nächte brachte er in der Kirche zu, um

den durch die Geschäfte des Tages zerstreuten Geist zu sammeln, und den Beistand dessen herabzuflehen, ohne welchen die Bauleute vergebens bauen und die Wächter vergebens die Stadt bewachen. Im Jahre 1584 glaubte man aus seinen Reden wahrnehmen zu können, daß ihm eine Offenbarung von seiner nahen Auflösung müßte zu Theil geworden sein; denn er sprach wie mit überirdischer Begeisterung von der Vereinigung der Seele mit ihrem Schöpfer in der himmlischen Heimat, und zog sich, um zum Hinscheiden sich ungestört bereiten zu können, mit seinem Gewissensrathе Aborne (aus der Gesellschaft Jesu) auf den Berg Bevallo zurück. Hier brachte er täglich sechs Stunden mit der Betrachtung des Leidens und Sterbens unsers Erlösers und mit Lesen der heil. Schriften zu. In der Nacht vor dem Tage, an welchem er seine jährliche allgemeine Beicht verrichtete, lag er sieben Stunden bewegungslos auf den Knien.

Am 21. Oktober befiel ihn ein sehr heftiges Fieber, weswegen ihn sein Gewissensrath bat, seine Bußstrenge zu mäßigen, und Nahrung zu sich zu nehmen. Er folgte, und ließ sich nun nach Mailand führen, wo er am Allerseelestage anlangte. Hier erreichte die Krankheit einen so bedenklichen Grad, daß die Aerzte das nahe Ende ankündigten. Mit Sehnsucht und Freude verlangte der Heilige die Sterbesakramente, und schmückte sich mit seinen bischöflichen Kleidern, um seine innere Hochachtung gegen die heil. Geheimnisse auch äußerlich an den Tag zu legen; vielleicht

auch um anzudeuten, daß der, welcher am Hochzeitsmahle des Lammes Antheil zu nehmen gedenkt, mit reichen Feierkleider geschmückt sein müsse. Er empfing die heiligen Sakramente mit der innigsten Andacht, zur allgemeinen Erbauung. Nun verfügte er über seinen Nachlaß. Was er noch an Silber besaß, erhielt die Domkirche, seine Büchersammlung das Kapitel, seine Handschriften der Bischof von Vercelli, und sein übriges Vermögen bestimmte er für die Armen und für das Krankenhaus. Dann ließ er sich aus der Leidensgeschichte vorlesen, und hörte mit Thränen in den Augen zu, segnete die Anwesenden, heftete seine Augen auf das Kreuzifix, das er in den Händen hielt, lächelte und verschied in der Nacht von 3. auf den 4. November, mit den Worten: „Siehe, ich komme!“

Allgemeine Trauer herrschte in Mailand als hätte jede Familie den Vater verloren, am lautesten äußerten ihre Theilnahme die Armen, die Wittwen und Waisen. Der Statthalter und der ganze Adel begaben sich in die erzbischöfliche Wohnung, um ehrfurchtsvoll die Leiche des Heiligen zu küssen, und die Bestattung glich einem Triumphzuge. Auf seiner Gruft in dem durch ihn verschönerten herrlichen Dom zu Mailand geschahen Wunder, so daß Paul V. im Jahre 1610 den großen Kirchenhirten unter die Heiligen versetzte, und ihn in der Heiligsprechungsurkunde „einen Märtyrer der Liebe, ein leuchtendes Muster für Hirten und Heerde und einen Engel in Menschengestalt“ mit vollem Rechte nannte.

Des Heiligen Schriften, welche seinen Geist, seinen Seeleneifer und seine tiefe Lebensweisheit bekunden, sind im Jahre 1749 zu Mailand in einer Sammlung herausgekommen.

## Die zweite Belagerung Wiens durch die Türken.

(1683.)

Das Land der Ungarn sollte ein Wahlkönigreich werden, unabhängig von Oesterreich, stark und fest gegen jede Macht, und zugleich als Vorkämpfer des christlichen Europa gegen die damals mächtigen Türken auftreten. Aber die Pläne der Rebellen wurden vereitelt und mehrere Anführer verhaftet und hingerichtet; so Graf Nadasdy, Graf Tattenbach u. A. — Die erbitterten Ungarn wandten sich an Frankreich, wo Ludwig XIV. dem Hause Habsburg feindlich gegenüber stand. Dieser versicherte sie seines Beistandes, und an ihre Spitze trat nun Emerich Tököly, der Sohn eines alten Unzufriedenen. Jung, lebendig, von vortheilhaftem Aussehen und voll glühenden Ehrgeizes war er nach Siebenbürgen geflohen, als die Verschwörung Graf Nadasdy's verrathen war, und hatte die Türken zur Hülfe aufgerufen. Seine Banden drohten sogar den deutschen Landen Oesterreichs. Tököly war schon zu weit gegangen, um sich der Forde-

rungen des Kaisers fügen zu können; zu dem verlangte sein Ehrgeiz nicht nach einer gesicherten, gesetzmäßigen Existenz in seinem Vaterlande, er suchte nur seinen eigenen Vortheil, und strebte nach Ruhm und Macht, nach Herrschaft. Er ließ nicht ab, die Pforte anzufeuern, er zeigte ihr die lockendsten Aussichten auf eine neue Oberherrschaft, er erklärte Oesterreich unfähig, längeren Widerstand zu leisten; und da der französische Gesandte seine Bemühungen kräftig, mit aller Ueberredungsgabe moderner Staatskunst unterstützte, so willigte die Pforte in einen Angriff ein, und große Rüstungen in allen Theilen der türkischen Monarchie verriethen Oesterreich den Vorsatz, den bestehenden Waffenstillstand zu brechen. Die größte Unterstützung hatte das Unternehmen in dem damaligen Großwesir Kara Mustafa gefunden, einem stolzen Empörkömmling ohne besondere Verdienste und hervorragende Gaben, der mit der Eroberung Wiens, mit der völligen Unterwerfung Ungarns ähnliche Pläne verknüpfte, wie Tököly. Freilich verrieth er sie diesem nicht: er ließ den Ungar auf seinem Gedanken, Fürst zu werden. Wenn einmal Alles vollbracht war, dann war es ja für ihn, den Mächtigen, eine Kleinigkeit, den kleinen Vasallen des Großherrn zu erdrücken.

Eine stürmische Freude durchzuckte Tököly's ehrgeiziges Herz, als er in Ungarn Kara Mustafa mit seinem stolzen, glänzenden Heere empfangen konnte, als ihm dieser Schwert, Fahne und Kalpak als dem Fürsten Un-



garns überreichte. Er dachte nicht an den doppelten Ver= rath, welchen er an seinem Vaterland und an seinem Glau= ben begieng, er dachte nicht an Blut und Brand, welche er in glückliche Gegenden trug — er sah nur seine schim= mernden Hoffnungen, den schönen Traum einer Zukunft, und sein Herz schlug der Rache Oesterreichs entgegen.

Auf dem deutschen Kaiserthron, auf den Königsthro= nen Ungarns und Böhmens, auf Oesterreichs Erzherzog= stule saß damals Leopold I. Als der „Erbfeind“ nahte, verließ er (7. Juli) seine Hauptstadt Wien und begab sich nach Linz, von wo aus seine Gemahlin an die Bürger Wiens einige Worte des Vertrauens richtete.

An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand der Her= zog Karl von Lothringen. Leider war das Heer, mit welchem er in Ungarn stand bei weitem nicht hinreichend, um sich den Schaaren Kara Mustapha's entgegenzu= stellen. Unvollzählig, schwach, nicht viel mehr als der zehnte Theil von des Großwesirs Macht, bedurfte er noch bedeutender Verstärkungen, ehe er entfernt an eine Schlacht denken konnte. Auf die Nachricht, daß Kara Mustapha von Ofen heranrückte, ließ der Herzog von Lothringen sein Lager vor Neuhäusel, welches er be= lagerte, abbrechen und rückte gegen Raab, ohne indefs hindern zu können, daß die Türken über den Fluß setzten. Während er aber hier lagerte, sandte Kara Mustapha eine zahlreiche Truppenabtheilung aus, welche über St. Gotthard bis an den Neusiedler See dem edlen Herzog in

den Rücken zogen. Ein türkisches Streifcorps wagte es, bei Petronell und Regelsbrunn sein Heer anzugreifen, und wiewohl die Verwirrung und der augenblickliche Schreck größer waren, als der Schaden, so gieng doch ein guter Theil des Gepäcks verloren und Karl von Lothringen und der Markgraf Ludwig von Baden hatten Mühe, die Ordnung wieder herzustellen und die Angreifer zurückzutreiben. Für Kara Mustapha war dieß entscheidend, Raab nicht anzugreifen, sondern geraden Weges nach Wien zu ziehen.

In der Kaiserstadt hatte jener an sich nicht bedeutende Ueberfall den höchsten Schrecken verursacht, man hielt den Herzog von Lothringen für vernichtet; und als nun weit und breit die Feuersäulen aufstiegen, als sich schon kecke Tataren nicht fern von der Stadt zeigten, da erfasste rathlose Verzweiflung die Menge des Volks. Der erste Schreck machte sich in seiner ganzen Macht geltend, man hielt sich bereits für verloren; man gab Haus und Hof auf, man packte seine beste Habe zusammen, man war glücklich, wenn man einen Wagen oder ein anderes Fuhrwerk erlangt hatte. Tausende und aber Tausende der Begütertesten wanderten an diesem 7. und 8. Juli aus, während wieder ganze Schwärme der armen Flüchtigen vom platten Lande Schutz in der Stadt suchten. Viele jener Auswanderer erlangten in der Fremde nicht das gehoffte Asyl, sie fielen den streifenden Tataren in die Hände, und zahllose Gefangene, Weiber und Männer, Mädchen

und Knaben, wurden fortgeschleppt. Die Achsen und Räder der allzu schwer beladenen Wagen brachen auch wohl und hinderten das Fortkommen; und die reichen Schätze, welche man in der Stadt nicht sicher gewähnt, wurden nur um so leichter die Beute der Feinde.

Ein freudiger Anblick in solcher Noth war am Morgen des 8. Juli der Durchmarsch Lothringens mit seiner Reiterei, 11,000 Mann, durch die Stadt. Mit klingendem Spiel, in schöner, stolzer Haltung ritten sie hindurch, zum Schottenthor hinaus, und manches redliche, muthige Bürgerherz mochte wohl aufjauchzen, wenn es diese stattlichen Männer gewahrte, welche jetzt fortzogen, um dereinst stärker, mächtiger zur Rettung wieder zu kommen.

An demselben Tage trat auch der vom Kaiser ernannte Kommandant der Stadt, der General Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg sein Amt an und besichtigte sogleich alle Posten und Vertheidigungsanstalten, welche freilich noch traurig genug aussahen. Indesß der Graf war nicht der Mann, um vor irgend etwas zu zittern, und je unabwendbarer die Gefahr schien, desto starrer wurde der Muth dieses eisernen Heldengemüths.

Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg war zur Zeit der Belagerung Wiens 48 Jahre alt, ein ernster, strenger Krieger, kein Mann der Begeisterung, kein Held der Volksgunst. Wie sein Auge, so war sein Sinn ernst und düster, und wie seine Haltung, so war sein Wille fest und unerschütterlich.

Das erste, thatkräftige Auftreten eines solchen Mannes war ganz im Stande, in der Brust der Bürger einen höheren Muth wach zu rufen. Der wackere Bürgermeister Wiens, Herr Hans Andreas von Liebenberg, gab selbst ein vortreffliches Beispiel; er führte eigenhändig einige Schiebkarren voll Erde zur Ausbessung der Wälle, — und es wäre doch wahrlich eine Schande für jedes Wiener Kind gewesen, wer da noch hätte zurückbleiben mögen! Man arbeitete also ohne Ansehen der Person mit der größten Anstrengung, man brach die an die Festungswerke gelehnten Gebäulichkeiten ab, man besserte die Wälle und Gräben aus und bepflanzte die Contrescarpe mit Pallisaden (es war früher befohlen worden, deren 30,000 in die Stadt zu schaffen), wobei das Militär die Bürgerschaft unterstützte.

Unterdessen rückte Kara Mustapha immer weiter. Wie eine schwere Wolke wälzte sich sein ungeheures Heer heran, und die schweifenden Horden waren die Blitze, welche sie ausandte, welche furchtbar zündeten. Denn mit jedem Tage kamen die Mordbrände näher, von der ungarischen Gränze in das deutsche Land hinein; Alles gieng in Flammen auf, und nur wenige Orte, die sich für Schutzverwandte Emmerich Tököly's ausgaben, wurden verschont. Was nützte es, daß einige der Kühnsten unter den Banden von den kaiserlichen Reitern niedergesäbelt wurden? — schien es doch, als ob aus dem Blute immer wieder neue Köpfe hervorwüchsen! Am Abend des

11. Juli brannte Alles bis zum Kloster Neuburg, und am Abend des 12. sah man von Wiens Wällen einen schauerlichen Kranz von Feuern von der Leitha bis gegen Baden und den Kahlenberg. Schrecklicher aber noch als der Anblick so vielen Glücks, Friedens und Wohlstandes, die hier in Flammen aufgiengen, war der Gedanke an die armen Menschen, welche meist wehrlos den grausamen Feinden in die Hände fielen und theils den Tod unter den Säbeln fanden, theils als Sklaven fortgetrieben wurden. Man will 23,000 Knaben, 9000 Mädchen, 7000 Weiber, 5000 Männer zählen, welche dieses letztere Schicksal getroffen, und es läßt sich leicht ermessen, wie vielen Familien hier die schmerzlichsten Wunden geschlagen wurden.

Diesen seinen verheerenden, nach allen Seiten zuckenden Blitzen zog Kara Mustapha mit der schweren Wetterwolke seines Heeres nach, welche die arme Stadt zu erdrücken drohte.

Je näher aber die Gefahr kam, je grausiger die Mordbrände in der Runde zu leuchten begannen, desto mehr Ordnung, desto mehr ruhiger Muth war unter Starhemburgs oberster Leitung allmählig in Wiens Mauern eingelehrt. Man bewies sich tüchtig nach allen Seiten. Die Menschen dachten nicht mehr an sich selbst, sie fühlten sich nur als Bürger, sie dachten nur an die eine Allen gemeinsame Gefahr. Unermüdet wurde an den Befestigungen fortgearbeitet (sogar die Geistlichkeit nahm Antheil daran) und für Heilanstalten, Proviant und

Munition trefflich geforgt. Zu gleicher Zeit vervollständigte sich die Besatzung. Die eigentliche Stadtwache zählte nur 1000 Mann vom Regiment Kaiserstein, aber in sechs Tagen rückte noch so viele Infanterie und Artillerie ein, daß man am 31. Juli, dem Vorabend der eigentlichen Belagerung, 6 ganze und 5 halbe Regimenter zählte, von denen freilich die wenigsten vollzählig waren, so daß man schwerlich viel über 10,000 Mann Einentruppen als Vertheidiger der Stadt annehmen darf. An ihrer Spitze stand natürlich der Graf von Starhemberg, und unter ihm befehligten Graf Szöreny, Souches, Dann, der Herzog von Württemberg, der Graf von Heister u. m. A. Auch kühne Freiwillige waren zu ihnen gestoßen, Graf Max Trautmannsdorf, die Grafen Fünfkirchen und Schallaburg, und der Freiherr Heinrich Friedrich von Kielmannsegge.

Die Bürgerschaft blieb nicht zurück; sie zeigte, daß sie nicht bloß Hände zur Arbeit, sondern auch zur Führung der Waffen habe, daß ihr Muth auch ein kriegerischer sei. Unter dem Befehle des Bürgermeisters Liebenberg und des Stadtoberkämmerers Daniel Focky bildeten sich 8 Compagnien, welche 2382 Mann zählten. Außerdem thaten sich noch die einzelnen Zünfte zu Compagnien zusammen, die Bäcker 206 Mann, die rüstigen Fleischer 230, die Schuhmacher 400, die Wirthe unter dem tapfern Ambros Franck u. s. w. Die reichen Handelsleute, die sogenannten „Niederlager“ (d. h. diejenigen, welche Niederla-

gen oder Gewölbe hatten) rüsteten auf eigene Kosten eine Kompagnie von 256 Mann, aus, welche gezogene Feuerröhren führten, so daß alle Zünfte mit einander 4012 Mann betrugten. Die Schaar der kaiserlichen Hof- und Kanzlei-bedienten, nahe an 1000 betragend, wählte sich den ritterlichen Max von Trautmannsdorf zum Obersten; und die Studenten endlich, die fröhlichen Kinder der hohen Schule, ließen jetzt Bücher Bücher, und Wissenschaften Wissenschaften sein und ergriffen ernstere Waffen als die Gänsefiele. Der Leibarzt der Kaiserin Wittwe, Karl Sorbail, wurde der Obrist-Wachtmeister ihrer 3 Compagnien, deren jede 236 Mann stark war.

Für den Sold dieser Truppen sorgte der Fürst von Schwarzenberg, für ihre Verpflegung dessen Freund, der Graf Leopold Kollonics. Diesem Letzteren, der zur Zeit Bischof von Neustadt war, aber sich freiwillig in die bedrängte Stadt begeben hatte, um ihr seine Hilfe zu weihen, gebührt nächst Starhemberg der Preis der wunderbaren Erhaltung. Er beaufsichtigte die Nahrungsmittel, er leitete die Löschanstalten, er beauftragte die Weiber zur Verpflegung der Kranken, zur Verfertigung von Linnenzeug und Wundfäcken u. dgl. m. Die Vereinigung zweier solcher Menschen, wie Starhemberg und Bischof Graf Kollonics, zu einem gemeinsamen großen Zwecke, der eine ein Held der Strenge, der Andere der Barmherzigkeit, konnte nicht ohne die schönsten Erfolge bleiben.



Neben diesen Männern war noch das geheime Rathskollegium des Kaisers in der Stadt thätig, an dessen Spitze der Graf Caspar von Capliers, geheimer Rath und bevollmächtigter Primarius, der Regierungskanzler Graf von Hillendorf u. A. sich befanden.

Am 13. Juli zeigte sich das türkische Heer in weitem Halbkreise an allen Abhängen des Wienerwaldes und senkte sich immer tiefer, von Hernals bis St. Marx. Schon wagten sich die Schaaren in die verlassenenen Vorstädte, welche als reicher Kranz das schöne Wien umgaben; da ergrimmte Starhemberg und verdarb ihnen die Lust, hier zu plündern und sich in den Häusern festzusetzen. Er gab Befehl sie anzuzünden. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Nicht lange dauerte es, so standen die zehn schönen Vorstädte am südlichen Ufer der Donau in hellen Flammen, ein ungeheures Feuermeer lagerte sich zwischen die Angreifer und die Angegriffenen, und die ganze Nacht durch währte der Brand dessen, zu dessen Gründung und Errichtung so viele lange Jahre, so kühne Pläne, so saure Mühe nöthig gewesen waren.

Die Stadt selbst war in Gefahr, in Brand zu gerathen, weil ein heftiger Wind die Flammen bis an das an den Pallisaden aufgehäuften Zimmerholz trieb. Wer am Morgen des 14. Juli von Wien aus in das Land schaute, der konnte sich wahrhaftig nicht freuen wie sonst in schönen Sommermorgen. Dieser Sommer hatte hier schreckliche Früchte getragen; vor sich sah man die dam-

pfenden Brandstätten, in welchen noch einzelne Flammen leckten, um ja nichts übrig zu lassen, und hinter ihnen die Heeresmassen der Feinde im Begriffe, ein Lager zu schlagen.

Rasch erhoben sich die Zelte in jenem großen Bogen, der sich im Osten und Westen beinahe an den Arm der Donau lehnte. In der Rossau lag Kara Mehemet Pascha mit den Tataren und mit den Hospodaren der Moldau und Walachei; bei St. Ulrich erhob sich Kara Mustafa's wunderbares Gezelt, von Umfang wie eine kleine Stadt, grün von Farbe, mit allen Herrlichkeiten der Welt angefüllt und in eine Menge von Gemächern eingetheilt, in deren innersten die heilige Fahne des Propheten aufbewahrt wurde; und um den Großwesir scharte sich der Kern des Heeres, gegen das Schottenthor und Burgthor gerichtet; ihm zur Seite, gegen das Kärntner Thor hin, stand der Janitschaaren-Ala mit seinen Leuten, und daran stießen endlich, mit der Richtung gegen das Stubenthor, die übrigen Pascha's mit ihren Völkern und mit dem ungeheuren Trosse des Heeres.

Am Abend dieses bedeutungsvollen Tages brach in Wien selbst eine ungeheure Feuersbrunst aus; am Schottenhofe begann der Brand, verzehrte Kirche und Kloster, die umliegenden Häuser, 3 Paläste, und schon stand das kaiserl. Zeughaus in der augenscheinlichsten Gefahr, schon bemächtigte sich eine wilde Verzweiflung des Volks, denn es lagen hier 1800 Tonnen Pulver, und wann sie aufflogen,

war die Stadt vernichtet und den Türken die weiteste Bahn zum Eindringen gebrochen. Da drang Graf Guido von Starhemberg, der jugendliche Nefte des gewaltigen Befehlshabers, ein Liebling der Wiener Bürgerschaft, vor, stellte sich hin, wo die Flamme am tollsten stoben, half die Fässer eigenhändig mit Wasser begießen und zwang mit dem Degen in der Hand die Handwerker, die Fenster, deren Rahmen bereits gezündet hatten, zuzumauern, — da kamen auch Graf Szöreny, Bürgermeister Liebenberg und Stadtoberkämmerer Fochy und halfen, dem Tod in nächster Nähe in das Auge schauend, mit Rath und That — da half endlich Gott selbst und ließ den Wind sich wenden, — und aus dieser Gefahr wenigstens war die Stadt gerettet.

Am nämlichen Abend eröffneten auch die Türken ihr Feuer und richteten ihr Geschütze vorzugsweise auf die neue Burg. Seitdem schwiegen während langer Wochen zu keiner Stunde, weder bei Tag noch bei Nacht, der Donner der Kanonen, das Geheul der Stürmenden, das Stöhnen der Sterbenden, das Hämmern und Graben der in und über der Erde Arbeitenden, das Krachen und Prasseln der aufstieghenden Mienen.

Und nun dauerten die Angriffe ununterbrochen fort bis zum 11. September, und jeder Tag brachte neue Gefahr.

Die Hauptkunst der Türken war, die Festungswerke zu untergraben und in die Luft zu sprengen, um durch die entstandene Bresche Wege in die Stadt zu finden.

Fast jedem Sturme gieng eine auffliegende Miene voraus, in ihrem Staub und ihrem Trümmerregen folgte dann unter wilden Geschrei, nach Mord und Beute lüstern, zudem von den Säbeln ihrer Anführer getrieben, die Feinde.

Das wurde ein seltsamer Kampf, wenn man gemerkt hatte, dass die Türken an einer Miene arbeiten und ihnen entgegengrub. Bisweilen freilich (wie am 24. Aug.) ergriffen diese auch die Flucht, wenn sie von drüben das Hacken und Hämmern hörten, und die Kaiserlichen fanden am Ende nichts, als zurückgelassene Spaten und Brecheisen.

In der Stadt herrschte, während draußen auf den Wällen der Kampf tobte, die musterhafteste Ordnung, und namentlich in den ersten Wochen, eine bewundernswürdige Lust und Freude. Selbst als die Tataren über den Donauarm giengen, und die schöne Leopoldstadt mit der Carmeliterkirche anzündeten, als sie dort Schanzen aufwarfen und jeden Verkehr mit dem Heere des Herzogs von Lothringen, von welchem man die Rettung erwartete, abschnitten und alle Zufuhr unmöglich machten, verzagte man nicht. Man sah Gottes Finger darin, wie trotz aller Mienen auf Burg und Löbelbastei und ihre Vorwerke, trotz der vielen Stürme die Feinde vor der Hand nur geringe Vortheile errungen hatten, und wie in dem unsinnigsten Schießen die Kugeln und Bomben oft so unschädlich niederfielen, wie sie, gleich als lenkte sie

buchstäblich eine höhere Hand, im Zeughaus nicht zündeten, lange St. Stefans herrlichen Dom nicht beschädigten, und in die Kirchen einschlugen ohne die Andächtigen zu verletzen.

Am letzten Tage des Juli, ließ Graf Rüdiger von Starhemberg dem Feinde zum Trutz und als Zeichen des fröhlichen Muths der Besatzung und Bürgerschaft, den ganzen Nachmittag auf der Bastei, des Kärnthner Thores mit Trompeten und Pauken lustig musizieren. Die Türken fiengen sogleich an, dorthin lebhaft zu schießen; aber die kühnen, kriegerischen Töne schwiegen nicht und klangen herausfordernd in das Lager der Feinde.

Indeß nahm allmählich in den langen Wochen, welche die Belagerung noch dauern sollte, die Freude und Fröhlichkeit immer mehr ab. Der Muth freilich blieb derselbe, ja er wurde, je schwerer sich die Zeit gestaltete, nur um so kühner als gefahrverachtender.

Mitten in einem wüthenden Sturme griff ein Student, der muthig gestritten, zu seiner ledernen Feldflasche um sich nach der Anstrengung zu stärken und in der Hitze des Kampfes zu laben. Er hatte sie eben am Munde und trank, nach einem kräftigen Zurufe auf das Verderben der anstürmenden Türken; da kam ein langer Pfeil und traf statt des Trinkers seine Flasche, in welcher er stecken blieb. Lachend nahm der Student einen neuen Trunk über den Pfeil weg, und rief mit einer höhnischen Verbeugung den Feinden zu: „Ihr meint es gut, aber meine Flasche

meint es noch besser! Und zum Gedächtnis, daß mir dießmal das Trinken das Leben gerettet hat, will ich sie aufheben für Kind und Kindeskind!

Ein ander Mal flog eine Mine auf, und drei Soldaten, die über ihr standen, wurden in die Luft geschleudert. Merkwürdiger Weise aber kamen sie von ihrer Luftreise lebendig wieder auf die Erde. Ihre Gefährten hoben sie auf, da ihnen doch das Aufstehen nach der überraschen Bewegung ein wenig mühsam wurde. „Was ist Euch? was fehlt Euch? habt Ihr nichts gebrochen?“ — „Nichts,“ erwiderten die Drei: „nur haben wir von dem Feuer, in welchem wir auf- und davonflogen, und von dem erstickenden Staub gar argen Durst bekommen!“

Indeß waren dieß nur Ausnahmen; in der Stadt hatte man wahrhaftig nicht große Ursache zur Lustigkeit, und je weiter es in den August hinein, und je näher es zum September hingieng, um so weniger. Wie konnte es auch anders sein?

In der Stadt wuchs das Elend mit jedem Tage; die ungesunden Nahrungsmittel hatten eine heftige, ansteckende Ruhr erzeugt, täglich starben wohl 40 Menschen, und man mußte eine neue, große Todtengrube suchen, um in sie die Menge der Leichen zu werfen. Dabei wurden die Lebensmittel selbst täglich theurer und seltener. Leute starben an Entkräftung, man schlachtete bereits Hunde und Katzen, und der Augenblick schien gar

nicht mehr fern, daß eine allgemeine Hungersnoth ausbrechen würde.

Das arme, fröhliche Wien! Keine Uhren schlugen mehr von den Thürmen, außer einer einzigen. Auch schwiegen alle Glocken in der ganzen großen Stadt, in ihren vielen Kirchen und Klöstern; keine lud mehr zur Kirche, keine läutete, wie sonst, einen heitern Morgen, einen schönen stillen Abend ein. Nur Eine gieng noch zu Zeiten, auf St. Stefan; aber wann sie könnte, dann verkündete sie den Bürgern keine Freude, dann hatten entweder die glühenden Kugeln gezündet und es brannte in der Stadt, oder der Sturm wüthete draußen in seiner ganzen Heftigkeit.

Oben auf dem Thurm von St. Stephan, wo zwei Geistliche beständig Wache hielten und über das, was sie in der Runde gesehen, berichten mußten, stand auch häufig Graf Rüdiger, der Kommandant der Stadt, und blickte hinaus in das Land, ob sich noch nirgends ein Zeichen der nahen Rettung, von des Herzogs von Lothringen und seiner Verbündeten Anrücken zeigen wollte; aber immer war er seither die Stufen wieder hinuntergestiegen, ohne um eine Hoffnung reicher zu sein. Am 7. August warf auch ihn die Ruhr auf's Lager, aber am 19. stand er schon wieder, wie schwer ihm auch die Krankheit in den Gliedern lag, auf dem Thurme und auf den Basteien, und alle körperliche Schwäche konnte seine stolze Haltung und die Strenge seines Willens



nicht brechen. Sein dunkles, ernstes Auge bemerkte die Tapfern so gut wie die Feigen, die Treuen, wie die Verräther. In einer Lage, in welcher die Stadt war, wo jede Nachlässigkeit unberechenbaren Schaden bringen konnte, mußten die Gesetze doppelt streng sein und mit eiserner Beharrlichkeit gehandhabt werden. Wer auf einem Posten schlief, war dem Tode verfallen, jeder Widersetzlichkeit drohte der Strang. Zwei Knaben, welche für die Türken gefundschafet hatten, ein anderer, der zu diesen entweichen wollte, wurden hingerichtet, zwei Ueberläufer vom Beck'schen Regiment gehängt; zwei Soldaten, welche über die Löhnung geschimpft und über ihre Vorgesetzten unehrerbietig geredet hatten, mußten um ihr Leben spielen, und der Verlierende wurde erschossen. So suchte Starhemberg jede Unzufriedenheit schon im Keime auszurotten. — Ein Offizier hatte während der Nacht auf der Löwelbastei die Wache gehabt und die Türken vor ihr eine Mine graben lassen, ohne es anzuzeigen, vielleicht ohne es zu gewahren. Da galt keine Ausrede; Starhemberg stellte es ihm frei, entweder am Galgen zu sterben, oder mit 24 Mann seiner Compagnie auszufallen, und das, was die Türken durch seine Nachlässigkeit bereits gemacht, zu zerstören. Dafs er den schönen Tod vor dem Feinde vorzog, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die vielfach stattfindenden Ausfälle brachten eben sovieler Heldenthaten zu Tage, und wenn auch bisweilen einer derselben mislang (z. B. am 17. und

18. August) und Menschenleben kostete, ohne daß es etwas nützte, so waren dagegen auch manche sehr glücklich und an kühnen Thaten reich.

So war z. B. einer der tapfersten Soldaten der Hauptmann Heistermann von Starhembergs Regiment. Fast fabelhaft klingt es, wenn man liest, wie er auf der Burgbastei den Sturm der Feinde aushielt und, während er zugleich die brennenden Pallisaden löschen mußte, mit seinen 50 Mann die Tausende der Janitscharen zurückschlug. Am 16. August fiel man aus, um die Laufgräben der Feinde von der Löwelbastei zu zerstören; es gelang vortrefflich. Heistermann war damals erst Hauptmann geworden und wollte seine neue Würde, die er freilich schon reichlich verdient hatte, noch einmal verdienen. Er suchte sich deshalb den Anführer der Türken heraus, um ihn zu erlegen, einen vornehmen Mann, dessen Kleidung von Gold und Schmuck funkelte. Unaufhaltsam drang er durch die ihn Umgebenden auf ihn los; aber als er gewaltig ausholte, um den Türken niederzuschlagen, zersplitterte sein deutscher Degen an dessen Damaszenerklinge. Er schien verloren; aber er zagte keinen Augenblick. Rasch stürzte er sich mit der ganzen Gewalt des Körpers auf jenen und begann mit ihm zu ringen; er wand ihm mit seinen derben deutschen Fäusten den Säbel aus der Hand und schlug ihm mit der eigenen Waffe den Kopf ab. Der Säbel war kostbar, der Griff blitzte von Juwelen, und der tapfere Hauptmann wußte nichts Bes-

feres zu thun, als ihn dem Befehlshaber seines Regiments, dem Grafen Rüdiger, zum Geschenke zu machen. Starhemberg freute sich sehr, weniger über die kostbare Waffe, als über die Kühnheit, mit welcher sie von seinem neuen Hauptmanne errungen worden war. —

Indessen wurde die Lage Wiens eine stets bedrängtere und sehnlich wartete man auf Lothringen und sein Heer des Entsatzes. Wie glaubte man bei jedem glücklich abgeschlagenen Sturme, bei jedem blutigen Ausfall, dieser müsse nun bald der letzte sein! Aber Lothringen kam nicht, er war zu schwach, er hätte sich opfern müssen, ohne der Stadt Nutzen zu bringen. Starhemberg schickte manche Boten nach ihm, welche mit Gefahr ihres Lebens die türkischen Linien passieren mußten, und auch Karl von Lothringen ließ es nicht an Boten zur Tröstung und Aufmunterung fehlen. Zuerst, noch im Anfang der Belagerung, schwamm ein Kürassier vom Götzischen Regiment unverzagt durch die Donau und ihre Arme und gelangte glücklich bis zu Starhemberg. Auf dem Rückwege wurde er gefangen, aber am Leben gelassen; das in Chiffern aufgezeichnete Schreiben Starhembergs an den Herzog, welches er am Halse getragen, schossen die Türken höhrend, an einen Pfeil gebunden, in die Stadt zurück, nachdem sie einige Zeilen in lateinischer Sprache beigefügt, des Inhalts: Die Briefe an den Herzog seien ganz vergeblich, der Elende Zustand Wiens sei ja weltbekannt und eine Strafe Gottes, welcher die Treubrügigkeit der

meineidigen Christen strafen wolle. Später gelangte ein Lieutenant Gregorowitsch vom Heister'schen Regiment bis zu Lothringen, hauptsächlich um ihn über die Feuerzeichen zu unterrichten, durch welche er und die Stadt sich Mittheilungen machen sollten. Eine Rakete, welche er auf dem Bisamberge aufsteigen ließ, zeigte an, daß er an seinem Ziele angekommen sei. Der bedeutendste Kundschafter aber war der Pole Koltshützky.

Dieser hatte früher bei der orientalischen Kompagnie als Dolmetscher gedient, sich dann in der Leopoldstadt niedergelassen, und stand nun in des Hauptmanns Ambrosius Frank Freikompagnie. Am 13. August verließ er mit einem alten, treuen Diener, der mit ihm in Konstantinopel gewesen und des Türkischen nicht minder mächtig war als er, des Abends zwischen 10 und 11 Uhr die Mauern Wiens, schritt durch die ehemalige Währinger Vorstadt und kam in das türkische Lager. Niemand entdeckte in ihm einen Christen, arglos ließ man ihn passieren, und unter dem Vorwand, Kräuter für Verwundete suchen zu müssen, gelangte er aus dem Lager. Fast aber hätten ihn, der den Ungläubigen glücklich entgangen war, an der Donau Christen todtgeschossen, die ihn und seinen Diener, da sie in türkischer Kleidung giengen, natürlich für Türken nahmen. Als er sich ihnen zu erkennen gegeben, holten sie ihn mit einem Rahne ab und brachten ihn auf der Donau weiter. So kam er zum Lager des Herzogs von Loth-

ringen und gab seine Briefe ab. Mit großer Theilnahme und Antwortschreiben entließ ihn der Herzog wieder, und der kluge Pole gelangte am 17. August wohlbehalten in die Stadt zurück. Die Briefe Lothringens enthielten die tröstlichen Versicherungen, täglich kamen neue Hilfstruppen aus dem ganzen Reiche an, in wenigen Tagen würden auch die Polen kommen, und dann sollte keinen Augenblick länger mit dem Entsatz gewartet werden.

Das waren Verkündigungen für die arme Stadt, so schön, wie die Taube des Noah, als sie zu der in der trostlosen Wasserküste schwebenden Arche den frischen, grünen Zweig im Schnabel trug.

Dem wackeren Koltzuschützky trug sein kühner Gang später, nach der Errettung, gute Früchte. Er sollte sich eine Gnade ausbitten. Sein Sinn war bescheiden. Er hatte während seines Aufenthaltes in Konstantinopel von den Türken die Bereitung des Kaffee's vorzüglich gelernt; deshalb erbat er sich von der Menge des erbeuteten einen Theil und errichtete mit ihm das erste Kaffeehaus in Wien. Sein treuherziger Sinn war gewohnt, jeden Bekannten „Bruderherz“ anzureden; „Bruderherz“ nannte ihn deshalb auch ganz Wien wieder und war ihm sehr gewogen.

Koltzuschützky selbst durfte sich nicht mehr hinauswagen, weil er den Türken verrathen worden war, sein Diener dagegen machte den Versuch noch einige Male. Dieser

brachte auch die Nachricht mit, daß Graf Tököly, welchen Kara Mustapha vor Raab zurückgelassen hatte, bei Pressburg von den anrückenden Polen geschlagen worden sei. Die Nachricht erregte so lebhafteste Freude in Wien, daß man öffentliche Dankfagungen veranstaltete.

Aber trotz der erfreulichen Versicherungen des Herzogs von Lothringen wurde die Lage der Stadt von Tag zu Tag bedenklicher, so sehr, daß der Graf Rüdiger von Starhemberg in der Nacht des 27. August 40 Raketen aufsteigen ließ, zum Zeichen für die ferneren Freunde, daß man den Entsatz „mit Schmerzen“ erwarte.

Auch die Türken hielten sich tapfer, namentlich gegen Ende August, und es gibt wohl wenig Beispiele in der Geschichte, daß mit solcher rasenden Erbitterung gefochten worden, wie in den ersten 10 Tagen des Septembers 1683 auf den Wällen in Wien. Die Türken stürmten mit unglaublicher Wuth, aber mit krampfhafter Stärke behaupteten die Kaiserlichen ihre Posten. Damals war es, als Hauptmann Heistermann mit seinen 50 Leuten das Unglaubliche that, was wir oben berichtet haben. Am 4. September erdröhnte die ganze Stadt von einer Mine; von der Stadt- und Burgbasteimauer fiel ein 5 Klafter großes Stück in den Graben, und anderthalb Stunden dauerte der Sturm. Der Graf von Starhemberg selbst stand mit den höchsten Offizieren in der Bresche und kämpfte ritterlich wie ein gemeiner Krieger, bis die Ungläubigen noch einmal zurückgeschlagen waren.

Am 6. wurde wieder ein 6 Klafter großes Stück in den Graben gesprengt, Burg- und Löwelbastei waren nichts mehr als Schutthaufen, und die neue Burg war von den Kugeln und Bomben der Türken buchstäblich durchlöchert. Jede Nacht flogen von dem Stefansthurm die Raketen in die Höhe, wie heiße Angstgebete der Bedrängten, um mit ihrer feurigen Sprache die zögernden Retter herbeizurufen. Einmal, es war in der Nacht vom 6. auf den 7., stiegen von den Höhen des Kahlenbergs 5 Raketen zur Erwiederung auf und leuchteten wie eine goldene Schrift der Verheißung in die Gemüther. Der Entsatz nahte also, man durfte sich der Hoffnung hingeben.

Am 7. September hielt der Großvezier eine Mustering seines ganzen Heeres. Er wollte wissen, welche Kräfte er dem immer näher rückenden Entsatzheere entgegenstellen könnte. Noch zählte er 168.000 Mann; 48.500 der Seinigen, darunter 3 Pascha's, waren bereits in der Belagerung geblieben.

Am 8., 9. und 10. kanonierte der Feind, daß die Erde bebte, und fuhr im Minieren fort. Starhemberg erwartete einen entscheidenden Schlag; jetzt galt es, die allerletzte Kraft zusammenzuraffen. Durch Trommeln ließ er alle Bürger sich versammeln, Alles mußte in Waffen stehen. Zugleich wurden die Straßen einzeln abgesperrt und durch Erdaufwürfe und Ketten verwahrt; kein Fuß breit Landes sollte ungerächt verlassen werden. Keine Hand



war müßig, kein Auge schloß sich in diesen banger Nächten. Aus den abgebrochenen Dachstülen sogar hatte man Fallisaden gemacht und mit ihnen die Zugänge verrammelt. Zum letzten Male gelang es, den Feind abzuwehren, — aber mit welchem edlen Blute, mit welchen Opfern! — So starb auch, am 9. September, von Starhemberg und der ganzen Bürgerschaft tief betrauert, der brave und hochverdiente Bürgermeister, Johann Andreas von Liebenberg. — Am Abend des 10. stiegen ganze Feuerbündel von St. Stefan hilfrufend in die Höhe. Am folgenden Tage blickte der Herzog von Lothringen und der Polenkönig Johannes Sobiesky von dem Rahlenberg in die einst so glückliche Ebene. Es war nichts zu erkennen; die ganze Tiefe ein Meer von Rauch und Staub, ein dumpfer Donner tönte aus ihr herauf, und vielleicht während man noch hier stand, hatten die Türken die letzten Hindernisse überwältigt und befanden sich schon in der Stadt. Da kam ein reitender Bote Starhembergs und brachte einen Zettel: „Keine Zeit mehr verlieren, ja keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! Die Worte waren von einer Hand, die zum langen Schreiben keine Zeit hatte; es war der letzte kurze Nothschrei. Als am Abend von St. Stefan wieder die Raketen aufflamnten, antworteten vom Hermannskogel die gleichen Strahlenbündel von drei Kanonenschüssen begleitet. Die Retter waren da! Was man auch gethan, gelitten, erduldet, es

war nicht umsonst gewesen. Gleichzeitig erhob sich, noch ehe es dunkelte, auf dem Leopoldsberge Oesterreichs flatterndes Banner, das weiße Kreuz im rothen Felde, und als es Nacht geworden, flammten an dem Gebirge wohl tausend Wachtfeuer. Dabei fieng der Feind an, aus dem Lager gegen Kahlenberg zu rücken. Seine Geschütze donnerten zwar noch fort, aber was lag daran; die Ketter standen ja dort drüben. Die Nachricht flog durch die Stadt. Man sank sich in die Arme, wo man sich begegnete, Männer und Frauen eilten in die Kirchen, Krieger küßten sich auf ihre brennenden Narben, die Jugend trank in den Schenken mit fröhlichem Uebermuth auf das Verderben des Feindes. Man wußte sich vor Freude und Jubel gar nicht zu fassen. Dieser eine Augenblick wog neun Wochen der höchsten Noth, des tiefsten Elends auf. 22.000 Menschen waren überhaupt während der Belagerung in der Stadt gestorben, dann 8000 im Kampfe gefallen; aber in diesem Augenblicke dachte man nicht daran, in diesem Augenblicke hatte man keine Thräne, — nur Lust, nur Jubel, nur stolze Hoffnungen auf die Entscheidung des morgenden Tages.

Der Tag war angebrochen; das christliche Heer stand in Schlachtordnung, jeder Einzelne von den fürstlichen Führern an bis zu dem gemeinen Krieger voll des erhabenen Muths und hohen Gefühls, heute Ketter und Erlöser zu werden. Kara Mustapha aber konnte noch immer nicht den Gedanken aufgeben, Wien ein-

zunehmen, bevor das Entsatzheer da wäre. Er ließ deshalb den ganzen Morgen fortwährend die Stadt beschießen, er ließ sogar an drei Minen arbeiten, als ob die Befreier noch ganz fern wären. Dafs ein Entsatzheer heranrückte, wußte Kara Mustapha recht wohl, aber wie stark es sei, und woher es komme, war ihm bis zu den letzten Tagen noch unbekannt, und seine Anstalten hatten es bewiesen, wie sehr er schwankte. Als er endlich nicht mehr länger im Unklaren sein konnte, versammelte er seine Heerführer, seine Aga's und Pascha's, deren Mehrzahl über die lange fruchtlose Belagerung und über die Anstalten und das Verfahren des Großveziers sehr misvergnügt war, zum Kriegsrathe. Die meisten Stimmen meinten, man sollte die Belagerung für kurze Zeit einstellen und die ganze Heeresmacht den Christen entgegenwerfen; wären diese besiegt, wie es kaum anders möglich sei, wären sie auch nur beträchtlich geschwächt, dann müßte die Stadt, der auf der Welt keine nächste Hoffnung mehr bliebe, unmittelbar darauf fallen. Kara Mustapha dagegen hatte an die Belagerung bereits solche Kräfte gewandt, daß er sie auch keine Minute aufheben wollte. Er stellte sich, als glaubte er gar nicht, daß jenes Entsatzheer einen Angriff wagen könnte, und entließ den Kriegsrath, ohne seine Meinung berücksichtigt zu haben.

Aber am Morgen des genannten Tages rückte die-

ses von ihm so gering geschätzte Heer in stolzer Ordnung von den Höhen des Kahlenbergs herunter, die Harnische glänzten, die Schlachtrufe tönten, die farbigen Banner wallten, dort Oesterreichs weißes Kreuz, hier der Doppeladler des Reichs und hier endlich Polens weißer Adler über den klirrenden Reitergeschwadern. Da merkte der Großwezier, daß es allerdings Ernst sei. Rathlos, wie er war, warf er sich in seinem Zelt in wilder Verzweiflung zur Erde nieder, und wüthete so sinnlos gegen sich selbst. Seine Unterfeldherrn gönnten ihm keine Ruhe, die Pascha's Kara Mehemet von Diarbekir, der in der Kossau gestanden, und Ibrahim von Ofen bestürmten ihn, sich zu ermannen und sich an die Spitze seiner Janitscharen zu stellen. Gezwungen gab der Großwezier nach; aber ehe er zu dem Heere gieng, gab er den grausamen Befehl, alle im Lager gefangenen Christensklaven zu ermorden. Kinder und Greise, Mädchen und Weiber, wohl an 30.000 in Allem, sanken von den Schwertern der Ungläubigen in den Stunden, als ihnen schon die Erlösung ihrer Brüder winkte. Von Blut gesättigt, mit düstern, unheilvollen Blicken, übernahm er dann den Befehl über den Mittelpunkt des Heeres; den rechten Flügel bei Rufsendorf, gegen die Oesterreicher und den Herzog von Lothringen, übergab er dem Pascha Osman Oglu, den linken, an Hernals gelehnt, gegen die Polen, dem Pascha Ibrahim von Großwardein.

Im Angesicht des ganzen christlichen Heeres trat der ehrwürdige Kapuziner Markus Avianus an den Altar der Leopoldskapelle und las eine heilige Messe, wobei der König von Polen demuthsvoll die Dienste eines Messdieners versah; dann reichte er den Fürsten das heilige Abendmahl — es wußte ja Niemand, ob er lebend aus dem großen Kampfe wiederkehren würde — und segnete mit erhobenen Händen das ganze Heer, welches fromm auf die Knie gesunken war. Sobiesky selbst ließ seinen jungen Sohn niederknien und ertheilte ihm vor den Fürsten den Ritterschlag: „zum Angedenken an den größten Tag, den er jemals erleben könne.“ Lautes Freudengeschrei der Seinigen antwortete den kräftigen, tönenden Worten, welche er an diese richtete; er ritt fort durch die Reihen, und fröhliche, kriegerische Weisen, die schmetternden Schlachtrufe der Hörner schlossen sich daran und gaben das Zeichen zum Aufbruch. Bis zum Mittag erfolgte nichts Entscheidendes.

Nach dem Mittag aber bemerkte man, daß sich des Feindes ganze Macht nach dem Kahlenberge gezogen hatte, während freilich aus den Laufgräben das Feuer fortbauerte. Auf dem linken Flügel der Oesterreicher, dem rechten der Türken begann der erste Angriff. Der Herzog von Lothringen bemächtigte sich der Anhöhen bei Nussdorf, und wie hartnäckig auch die Schaaren Osman Dglu's wieder dieselben zu gewinnen suchten, es war

vergebens. Eine starke türkische Schanze hielt hier das Vordringen auf; aber das sächsische Fußvolk kam zur Unterstüzung, und rasch gieng der Kampf weiter. Es mochte um zwei Uhr Mittags sein. Da brachen auch die Polen los, die bisher ruhig gestanden, und warfen sich auf den Mittelpunkt und den linken Flügel des Feindes. Der Sturm der kühnen Reiter, ihren König immer an der Spitze, prallte ab an dem Kern des türkischen Heeres; Kara Mustaphas Janitscharen zuckten nicht, in dunkeln Massen standen ihre Glieder, — wer konnte da durchdringen? Ein neues Anprallen, von Neuem umsonst. Schon kam Verwirrung in die Glieder der Reiter; aber der edle Herzog von Lothringen mit seinem hellen Feldherrnblicke hatte die Lage seiner Genossen und Brüder überschaut; mit der ganzen Wucht der Seinigen warf er sich auf die Feinde und riß den linken Flügel von dem Mittelpunkte los. Das war der Augenblick, welchen die Polen nicht versäumen durften, und wahrlich sie versäumten ihn nicht. Wie Engeln der Rache stürmten sie von Neuem an gegen den linken Flügel und den zweifach in Anspruch genommenen Mittelpunkt. Ihre Schwerter brachen Bahn; ihr Heldenkönig hielt hoch in seiner Linken einen Rossschweif, den er eigenhändig genommen. Da war kein Aufenthalt mehr; sie jagten die Türken durch Hernals bis in die Rossau, wo Kara Mehemed mit den Tartaren sein Lager hatte. Um die Stadt herum gieng die Verfolgung; die erlösten

Belagerten konnten sie von den Wällen mit ansehen. Bei St. Ulrich, wo sein schimmerndes Gezelt stand, wo der Kern des Heeres gelegen, versuchte Kara Mustafa einen letzten Widerstand — umsonst! Die Polen und die deutschen Schaaren des Mittelpunktes achteten keine Gegenwehr mehr; und in den Türken selbst war nach den rühmlichen Beweisen von Muth, die sie gegeben, so lange das Gefecht noch stand, nun, nachdem es sich gegen sie gewandt, eine ungeheure Bestürzung gekommen. Jeder sorgte für sich, und die furchtbare Heeresmasse löste sich in der Verwirrung in wilde Flucht auf. 25.000 Mann waren gefallen; der sich fortwälzende Haufe der Flüchtigen wurde von zwei österreichischen Dragonerregimentern noch bis zum Einbruch der Nacht verfolgt.

Nach vier Uhr war der entscheidende Schlag durch den Herzog von Lothringen erfolgt; nach sechs Uhr war die eigentliche Schlacht bereits zu Ende. Unermesslich war die Beute, welche das in das feindliche Lager eingebrochene christliche Heer machte. 370 Kanonen, die große Fahne des Profeten, eine Menge von Rossschweifen und 15.000 Zelte mit ihrer ganzen Habe, mit allen mitgebrachten und geraubten Schätzen krönten den Sieg. Die reichste Beute ward den Polen zu Theil, welche in das Lager des Großweziars bei St. Ulrich eingedrungen waren. Sobiesky erhielt jenes prachtvolle Zelt, von welchem die Zeitgenossen gar nicht



genug erzählen können, und in ihm 2 Millionen in Gold, wohl 600 Beutel Piaster, das Leibpferd, die von Juwelen überdeckten Waffen und von Rubinen und Smaragden besetzten Köcher, besonders aber die geheime Kanzlei Kara Mustapha's, welche die wichtigsten Aktenstücke über die Umtriebe der ungarischen Unzufriedenen und über den Antheil, welchen Ludwig XIV. von Frankreich an ihnen und an der Ausführung dieses Feldzuges genommen hatte, enthielt.

An dem folgenden Tage zerstreute sich das Heer in dem türkischen Lager und machte von der ihm ertheilten Erlaubnis zu plündern reichlich Gebrauch. Die Soldaten nahmen nur das bare Geld, weil sie anderes auf dem Marsche nicht brauchen konnten; aber die Wiener strömten in Schaaren aus ihrer erlösten Stadt und suchten sich in dem, was ihre grimmigen Feinde zurückgelassen, für das zu entschädigen, was sie von ihnen gelitten hatten. Durch die Thore konnten sie noch nicht gehen; die waren noch verrammelt und auf alle Art zugestellt und verbollwerk't; sie stiegen also über die Burg- und Löwelbastei, oder vielmehr über die Trümmerhaufen, welche diese noch bezeichneten, giengen durch die zerstörten und verbrannten Pallisaden und gelangten in das Freie, das ihnen so lange verwehrt war. Auch ihnen wurde noch überreichliche Beute, so reiche, daß ehemalige Bewohner der zerstörten Vorstädte in den Trümmern ihrer Häuser so viel sollen

gefunden haben, daß dadurch der Schaden, den sie erlitten hatten, völlig ausgeglichen war. Fand man doch 20.000 Stück Schlachtvieh, 10.000 Schafe, 100.000 Malter Korn, wahrhaft ungeheure Vorräthe von Kaffee, Zucker u. dgl., — und doch hatten, während ihre Vorgesetzten schwelgten, die gemeinen türkischen Soldaten sehr häufig Noth gelitten.

Während aber diese alle in ihrer Art den Schätzen nachgiengen, machte der edle Bischof Graf Leopold Kollonitsch eine andere schönere Beute. In dem verlassenen Lager irrten wohl 450 Knaben und Mädchen umher, vergessen und hilflos, viele mit Spuren grausamer Züchtigung, und Niemand war, der sich ihrer annehmen wollte. Ihre Väter waren unter den Säbeln der Türken gefallen, ihre Mütter fortgeschleppt oder ermordet: da ward der herrliche Mann ein Vater der armen Waisen und setzte das Amt der Barmherzigkeit, welches er während der Belagerung bekleidet hatte, auf die schönste Weise fort. Schrecklich war es, hier Säuglinge zu finden, deren Mütter Kara Mustapha hatte ermorden lassen. Ihrer Aller nahm sich Kollonitsch an; er sorgte aus eigenen Mitteln für ihre Wartung, Genesung und Unterhaltung, und wo diese nicht hinreichten, wußte er edle, mildthätige Frauen in Wien zu finden, welche sich mütterlich der Armen, Verlassenen annahmen.

Schon ziemlich in der Frühe des Morgens brach

man das Stubenthor auf, und Graf Starhemberg ritt mit seinen Offizieren in das Lager, um den Polenkönig, der nun Kara Mustapha's Gezelt bezogen hatte, einen Besuch und seinen warmen Dank abzustatten. Johannes Sobiesky eilte ihm entgegen; da war er kein König mehr, „Freund und Bruder!“ rief er dem Nahenden entgegen, und der Held umarmte den Helden. Arm in Arm giengen sie mit dem Herzoge von Lothringen, den Kurfürsten von Baiern und Sachsen und den anderen Herren des Heeres in die weitläufigen Laufgräben des Feindes und betrachteten die zerstörten Festungswerke der Stadt. Als sie gemeinschaftlich in sie zurückkehrten, klangen von allen Thürmen die Glocken zum erstenmale wieder, und das Volk stand unabsehbar in den Straßen geschaart. An St. Stefan vorüber, dem erhabenen Dom, dessen Thurm während der Belagerung so manche Kugel beschädigt hatte, gieng es zu der Abtei der Augustiner in die Lorettokapelle, wo die Retter und Erretteten mit einander eine heilige Messe anhörten. Sie war kaum geendet, so trat der König selbst an den Altar und stimmte ein Te Deum an. Jubelnd fielen seine feurigen Polen ein, jubelnd die Deutschen, und gleichzeitig donnerten von den Wällen 300 Kanonenschüsse und machten weit und breit dem Lande das glückliche Ereignis bekannt. Die Straßen waren zu enge, als die Helden wieder aus der Kirche traten; kaum konnte sich der Zug durchwinden. Die

Menge küßte des gerührten Königs Hände, Stiefel und Mantelsaum. „Laßt uns her bei, die streitbare Hand zu küßen!“ tönte es ringsum, und von Tausenden von Lippen erschallte der Ruf: Vivat rex!

Am folgenden Tag hielt der Kaiser seinen Einzug in die Stadt. Er kam die Donau heruntergefahren; der Herzog von Lothringen und Graf Rüdiger, von vielen andern deutschen Fürsten und Feldherrn begleitet, empfingen ihn bei Nusdorf. Leopolds weiches Herz empfand unzweifelhaft die lebhafteste Rührung, aber das Ceremoniel, welchem er nie entsagen konnte, band seine Aeußerungen und Bewegungen, und er glaubte wahrscheinlich sehr viel gethan zu haben, daß er den Helden Starhemberg als erste Aeußerung des Dankes die Ehre des Handkusses gestattete. Der Zug ritt durch die Belagerungsanstalten der Türken bis zu dem Stubenthor, wo der Magistrat, den Bürgermeister Daniel Focky an der Spitze, den Kaiser mit einer Rede empfing und ihm die treu bewahrten Schlüssel seiner Stadt überreichte, um deren Besitz Kara Mustapha so blutig und so fruchtlos gekämpft hatte. In St. Stefan wurde ein feierliches Hochamt veranstaltet und während des Te Deum donnerten wie an dem gestrigen Tage von Neuem die Geschütze. Nach der Kirche begab sich der Kaiser in die alte Burg, denn die neue war von den Kugeln und Bomben der Türken schrecklich mitgenommen worden.

Am Morgen des 15. Septembers wollte der Kaiser das Lager seines Heeres und seiner Verbündeten besuchen, welche sich von St. Marx bis über die Schwechat ausgedehnet hatten. Große Sorge hatte es ihm gemacht, wie er den König von Polen empfangen und begrüßen sollte. Denn das Herz des Kaisers war von Gefühlen der Dankbarkeit für die ihm geleistete Hilfe, sowie von inniger Freude erfüllt. Er ritt ihm daher auf offenem Felde entgegen, und dankte ihm mit den herzlichsten Ausdrücken kaiserlicher Huld und anerkennenden Ruhmes. Die Helden des Tages, der Kurfürst von Baiern und der Adel Polens bildeten einen Kreis um das Herrscherpaar, und stimmten ein in die Freude des Sieges. Der Kaiser sagte dem edlen Polenkönige: „Ihr habt Euch unsterblichen Ruhm erworben, nicht allein um die Stadt und das Reich, sondern um die ganze Christenheit, da Ihr von Euren fernem Lande hergeeilt, um den Erbfeind der Christen zu bekämpfen und zu besiegen. Dankbar wird die christliche Mit- und Nachwelt Euren Namen nennen;“ etwa eine Viertelstunde mochte die Unterredung gedauert haben, ehe man schied. Auf dem Rückwege berührte der Kaiser das Lustschloß zu Simmering, welches allein von den Türken zerstört war, weil es die Gestalt von Solimans des Großen Zelt trug, welches vor 154 Jahren hier gestanden.

Noch zwei Tage blieb der Kaiser in Wien, nachdem er während dieser Zeit viele Erkundigungen über

die Vertheidigung angehört und mannigfachen Berathungen, was jetzt vorzunehmen sei, beigewohnt hatte. Dann begab er sich wieder nach Linz zurück, wo er am 19. eintraf; denn Wien mit seiner Zerstörung, mit dem Schutt und Schmutz der Straßen bot zunächst keinen angenehmen Aufenthalt, und die neue Burg mit ihren durchlöchernten Mauern war für die erste Zeit völlig unbewohnbar.

Die Heere der Deutschen und Polen rückten den Türken nach Ungarn nach. Der Sultan schäumte, als er die Nachricht von der Schlacht bei Wien bekam. Durch Klugheit und Grausamkeit entgieng Kara Mustapha noch einmal der seidenen Schnur, welche ihm schon drohte; aber sie sollte ihm doch werden. Bei Gran erlitt sein Heer eine neue große Niederlage von Deutschen und Polen unter dem Herzoge von Lothringen und Sobiesky, welche wieder an Tapferkeit wetteiferten. Gran selbst fiel in die Hände der Sieger. Da konnte ihn nichts mehr retten; auf Befehl des Sultans ward er am 25. Dezember zu Belgrad erdroffelt.

### Die grosse Pest in Wien.

In eben dem Jahre 1678, in welchem des Kaisers dritte Gemahlin, die pfälzische Prinzessin Eleonore endlich durch die (auch von den treuen Wienern mit ungemei-

nem Jubel gefeierte) Geburt des Kronprinzen Joseph die hange Sorge um die Fortdauer des zu gleicher Zeit in Wien und Madrid dem Erlöschen nahen Hauses Habsburg zerstreut hatte, zeigten sich in dem unglücklichen Ungarn furchtbare Spuren der Pest. Im Frühjahr 1672 fand man sie auch in der Leopoldstadt, von wo sie, der Stadt noch schonend, rings in die übrigen Vorstädte schlich, mit so leise ausgeholten Mörderschritten, daß noch Niemand das Unheil bei seinem rechten Namen nannte, und es allgemein nur für ein bösesartiges, hitziges Fieber galt. Der Hof hielt lange aus. Eine Wallfahrt nach Mariazell, zu der in Augsburg köstliche Opfer gearbeitet wurden, hatte die Anwesenheit einer polnischen und moskowitzischen Gesandtschaft verlängert. Der erstern Dienerschaft glaubte zu Hause zu sein, und erlaubte sich rohe und blutige Beleidigungen friedlicher Bürger. Des Gesandten Genugthuung war nicht immer zart. Er ließ die Frevler vor seiner Wohnung, in der Herrengasse, zu Tode prügeln.

Am 9. August legte der Kaiser den Grundstein zur Kirche auf dem Leopoldsberge. In des Monats Mitte trat er die Mariazeller Reise an. Die Kaiserin Wittve und die jungen Herrschaften giengen nach Znaim voraus, da Leopold, während des zweifelhaften Gesundheitszustandes in Wien, Prag zum Hoflager erkoren hatte.

Mit dem Hofe schien auch ein schützender Stern und das öffentliche Vertrauen gewichen zu sein. Bisher hatte



man das immer weiter fressende Siechthum bloß als ein eigenthümliches Übel des gemeinen Volkes erklärt, aus dessen Unmäßigkeit und Unreinlichkeit entsprungen. Nun aber griff es auch nach reichen und vornehmen Häuptern. Ein panischer Schrecken rauschte über Alle. Wer nur konnte machte sich von Wien hinweg, das nie so glänzend, nie von so vielen Fremden besucht, nie durch so viele Gesandte beschickt gewesen war, als gerade im Augenblicke des Ausbruches. Es schien ein schwerer Fluch, eine tödtliche Luft, über dieser guten und großen Stadt zu walten. Gerettet schien, wer ihr entfloß, verloren, wer in ihrem Schoße weilte. Selbst den türkischen Tschauß ergriff, trotz seines Fatalism, das Entsetzen und er floß über Hals und Kopf. Man hielt täglich Andachten, man läutete täglich alle Glocken. Unter Trommelschlag wurde reicher Lohn Allen geboten, die sich zu Krankenwärtern und Todtengräbern wollten gebrauchen lassen. Allein es fand sich Niemand. Die Stadt-Quardia mußte hierzu das dienst- und herrenlose Gefindel aus allen Winkeln zusammenfangen, die Aerzte mit Gewalt, mehrere Wundärzte gefesselt in die Spitäler zuführen, ja zuletzt die auf den Tod sitzenden Verbrecher zu diesem Dienste loslassen. Die Vorstädte, die Stadt, die Gassen und Plätze, Gärten und Weingärten wimmelten von Kranken und Sterbenden. Zum Kochen, zum Warten, war Niemand mehr vorhanden.

„Der ist todt, der stirbt, der wird sterben,“ war der

einziges Laut. Man war zuletzt genöthigt, Todtengräber zu pressen, wie in England Matrosen, und jedem wöchentlich zwölf Gulden zu geben. Häufig wurden Sterbende und Todte unter einander auf dem nämlichen Wagen, und in die hierzu in den Lazarethen, in den Gräften und auf freiem Felde geöffnieten Gruben geworfen. —

Die Anekdote ist schauerhaft, daß die Siechknechte mit ihrem Pestwagen zum Burgthor hinaus gegen St. Ulrich fahrend, den Augustin, einen sehr beliebten Sackpfeifer und Bänkelsänger, in seiner gewöhnlichen Trunkenheit, ganz starr auf dem Wege gefunden, auf ihr Fuhrwerk, und mit in die Pestgrube geworfen. Weil diese aber nicht eher mit Erde verschüttet wurde, bis eine Reihe nach der Länge und Breite ganz ausgefüllt war, schließ er die Nacht noch ganz ruhig, und wie er in der Frühe erwachte, konnte er nicht begreifen, wie er dahin gekommen; arbeitete sich mit der Kraft der Verzweiflung unter den Todten hervor, vermochte aber wegen Tiefe der Grube doch nicht herauszukommen, und schrie und schalt in einem fort, bis die Pestknechte mit dem ersten Morgenstral wieder mit einer Fuhre dahin kamen und ihm heraushalfen. Unglaublich ist, daß dies entsetzliche Lager dem rohen Wüstling gar nicht geschadet, und er noch mehrere Jahre zu Tanz und Trunk aufgespielt hat.

Das Elend war allgemein und gränzenlos. Es hatte alle Unterschiede des Standes und des Reichthums mit grimmiger Riesenhaft eingerissen. Was auf der Straße

gieng, eilte gleich einem an den Fersen verfolgten Mörder, die innigsten Freunde prallten, Mund und Nase zuhaltend, vor einander zurück. — Selbst die Kirchen, selbst die Beichtstühle, Stätten des Trostes, wurden als Pfuhl der Ansteckung geflohen.

Die öffentlichen Plätze zeigten beinahe vor jedem Hause bunte Haufen hingeworfener Sachen, schöner und bettelhafter Kleider, köstlicher und armseliger Möbel, Betten und Perücken durch einander. Am Zaune des Schwarzschaniergartens fanden die Siechnechte einen eben verschiedenen Priester, der sein Brevier so fest in den Händen hielt, daß man ihn mit demselben in die Grube legen mußte. Ein Vornehmer, vor dem Schottenthore sich ergehend, gab einem Bettler ein Almosen und schleuderte zugleich einen Brief aus der Tasche. Der bereits angesteckte Bettler rief ihm nach, und reichte ihm denselben wieder. In wenigen Stunden war der Herr verschieden. — Wenn der Vater auf den Pestwagen geworfen ward, lag oft die Mutter in den letzten Zügen, einen lächelnden, dieser Gräuel völlig unbewussten Säugling an der Brust, die großen Kinder um Brod schreiend, da das Gefunde längst entflohen war. Am Wege nach Hainburg säugte eine Ziege ein Kind, von dessen Aeltern Niemand etwas wusste. Schaarenweise liefen die Kinder den Wagen nach, auf denen ihre Aeltern und Freunde des Hauses, gleich Scheitern Holzes über einander geworfen, hinaus geführt wurden. Es kam eine solche Menge verlassener Waisen

zusammen, daß der Stadtrath sie auf vielen Wagen aufs Land hinausführen, und dort auf öffentliche Kosten pflegen ließ. Die meisten aber folgten bald den Aeltern, wohl zu ihrem Glücke. —

In der Stadt starben vom Jänner bis Ende November 49,486 Personen, sammt den Vorstädten 122,849!! Die Gräfte des alten Lazareths allein faßten 25,700, die Gruben auf dem Bergel darneben 17,000, jene auf der Landstraße 8,800, in der Leopoldstadt 4,900, in der Brigittenau 9000 *u. u.* Sehr viele verschmachteten im Freien. Bei der allgemeinen Hausuntersuchung, nach der Seuche, fand man sehr viele, bereits vermoderte Leichname noch in den Betten, viele außer den Betten am Boden, die man mit der Schaufel zusammenfassen konnte; reiche Bürger darunter, und viel vermögende Kaufherren. Das Gefinde hatte sie verlassen, die Ihrigen waren gestorben, und so ereilte sie der Tod in der gräßlichsten Verlassenheit, ohne Nahrung und Pflege. Viele Aerzte, viele Geistliche, besonders Kapuziner und Augustiner, wurden Opfer ihrer Menschenliebe. In dem allgemeinen Schrecken hatte der Stadtrath selbst so wenig vollständige Kenntniß des Übels, daß er befahl, alle Häuser zu sperren, daraus nur drei Personen gestorben seien. Darnach hätten in der Stadt nicht zwanzig Häuser offen bleiben können. Im Umkreise der alten Wieden waren nicht siebenzig gesunde Hausgenossen zu finden; das Starhembergische Freihaus allein hatte über dreihundert Todte. — Im November

wagte man es zwar nicht, den Katharinenmarkt in der Stadt abzuhalten, wohl aber den Wochenmarkt zwischen dem Stuben- und Kärntnerthor. — Stadt und Vorstädte wurden noch enger pallisadiert und mit Wachen bestellt, damit die noch ungeprüften Einheimischen nicht hinaus, und Fremde nicht herein könnten. —

Seltfam, dass gleich nach dieser langen Schreckenszeit eine solche Lebenslust wieder unter die Menschen kam, dass schon am Weihnachtstage, nur allein im Stefansdom, 95 Paare getraut wurden. Auf der Donau schwammen aus dem Reiche ganze Kolonien Ansiedler auf ein Mal herunter, und in anderthalb Jahren hätte der Reisende keine Spur mehr von jener schrecklichen Strafruthe des Himmels finden können.

Die Dreifaltigkeitssäule am Graben ist ein Gelübde-Denkmal dieser Tage.

Was nach dem großen Erdbeben Bombal für Lissabon gewesen, das war in dieser entsetzlichen Noth für Wien, Ferdinand Wilhelm Euseb Fürst von Schwarzenberg. Da Alles geflohen, hielt er standhaft aus, ritt täglich des Vor- und des Nachmittags auf Gassen und Plätzen herum, sah Alles mit eigenen Augen, spendete viele Tausende aus Eignem, handhabte mit unerbittlicher Strenge die nöthige Ordnung, ließ vor allen Thoren Galgen aufrichten, die Übertreter der Contumaz-Anstalt, die Diebe, die feck in die verlassenen Häuser zu den wehrlosen Kranken drangen, und am Ende den Obervater des Lazareths und

mehrere Pestknechte wegen verübten Betruges und Gewaltthätigkeiten daran aufknüpfen. — Von eben diesem gutgesinnten Fürsten haben wir gehört, daß er in der fünf Jahre nach der großen Pest erfolgten türkischen Belagerung, für Wien, wie seine dankbaren Bürger ihm sprüchwörtlich nachrühmten, durch sein Gold nicht minder that, als Rüdiger Starhemberg durch das Eisen.

### **Andreas Hofer, der Sandwirth.**

(1809.)

Das Betragen der biederen Tiroler in dem österreichischen Kriege verdient wohl zum nachahmungswürdigen Beispiele der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an Thron und Vaterland unserer lieben Jugend erzählt zu werden. Durch den Pressburger Frieden war ihr Land an Baiern gekommen, aber sie konnten die Trennung von Oesterreich nicht verschmerzen. Als daher Oesterreich 1808 sich gegen Frankreich rüstete, schickten sie einige Patrioten, besonders den **Andreas Hofer**, genannt der **Sandwirth** (weil sein Wirthshaus in einer Gegend lag, welche der Sand hieß,) heimlich nach Wien, die Stimmung des kaiserlichen Hofes in Betreff Tirols zu erforschen. Als sie hörten, daß diese günstig war, entwarfen sie den Plan des Aufstandes zwei Monate vorher, ehe er zur Reise kam, und doch merkte die bairische Regierung nichts. Es rückte im Anfange

Aprils 1809 ein österreichischer Heerhaufe ein, und gleich schlossen sich 5000 Tiroler Bauern ihm an. Der Sandwirt Hofer erschien mit seinem Landsturm den 10. April im Sterzinger Moose gegen die Baiern, und schob ihnen drei große Heuwägen vor, die feindlichen Kanonenkugeln aufzufangen; hinter den Wägen lauerten die trefflichsten Scharfschützen und schossen die Baiern bei ihren Kanonen nieder. Den mittelsten Heuwagen lenkte eine rüstige Bauerndirne; nach jedem Schusse der Baiern rief sie: Zuchheit! zum Zeichen, daß sie noch lebe, und schrie den Männern zu: „Nur frisch darauf los, nur immer frisch! Fürchtet euch vor den bairischen Dampfnudeln nicht!“ Als die Hälfte der Baiern niedergemacht war, mußte der Rest das Gewehr strecken. Leider verübten die siegreichen Tiroler auch einige Grausamkeiten an den Baiern und Franzosen, die ihnen in die Hände fielen.

Den 11. April wurde Innsbruck von 10,000 Tirolern erobert; die Baiern schlugen sie mit Flintenkolben und Dreschflegeln an ihren Kanonen nieder. Den 12. April erschienen 8000 Franzosen, aus Italien kommend, und baten nur um freien Durchzug nach Augsburg. Aber die Tiroler und Oesterreicher forderten unbedingte Ergebung, und siegten nach einem mörderischen Gefechte. Am 13. April war kein bewaffneter Franzose und Baier in Tirol mehr, und die Tiroler machten sich ein Fest daraus, zu Innsbruck den bairischen Löwen vom Burgthor herunterzuschießen; so oft ein tüchtiger Klumpen fiel, erhob sich das



Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken und Trommeln. Augenblicklich wurden auch die weißblauen bairischen Wappen in österreichische mit Gold und Schwarz verwandelt.

Nach der Schlacht bei Schmühl rückten aber wieder Baiern und Franzosen in Tirol ein, siegten in den Thälern, und die Tiroler mußten auf ihre Eisberge fliehen. Grausam rächten sich nun die Baiern in dem armen Lande. Bei dem Städtchen Schwaz ließen sie die 100 Landleute, die sie mit den Waffen in der Hand ergriffen hatten, an den Bäumen aufknüpfen, und legten dann den Ort in Asche, weil die Oberinnthaler Bauern den bayerischen Parlamentair nieder geschossen, und fliehend noch immer aus den Häusern gefeuert hatten. Durch das Aufknüpfen ihrer Kampfgenossen, die Einäschung von Schwaz und andere Maßregeln der Franzosen und Baiern waren die Tiroler auf das Aeußerste empört worden.

Hofer erließ folgenden eigenhändigen Aufruf an seine Kampfgenossen im Oberinnthale:

Liebe Brüder Oberinnthaler! Für Gott, den Khayster und das theyre Vatterland! Morgen in der frueh ist der löste Angriff. Wir wellen die Boarn mit hilff der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen, und haben Uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kombt Uns zu hilff, wollt ihr aber gescheiter seyn, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Enk (euch) auch richten!

Andere Hofer Oberkommandant von Passsehr.

Die Oberinnthaler kamen, am andern Tage (29. Mai) war das Treffen; Hofer leitete bei einer hohen Batterie, wo er alles überfah, die Angriffe, und der Kapuziner Haspinger sprach den Streitern Muth ein. Verwundete Tiroler ließen sich nur unter die nächsten Bäume tragen, riefen, sie sehen den Himmel offen, die Landsleute möchten doch unverzagt stehen für Gott, Kaiser und Vaterland. Die Nacht machte dem Gemetzel ein Ende, und während der Finsternis zogen die Feinde aus dem Lande indem sie die Kanonenräder und die Hufe der Pferde mit Stroh umwickelten. Tirol war zum zweiten Mal frei.

Bald darauf ereignete sich die unglückliche Schlacht bei Wagram, und in dem Waffenstillstande versprach Kaiser Franz auch Tirol zu räumen. Er schickte die dazu erforderlichen Befehle nach Tirol. Die Tiroler konnten es aber nicht glauben, dass ihr guter Kaiser sie weggeben wolle, und geriethen in wilde Bewegung. Die regulären Truppen der Tiroler, welche in des Kaisers Dienst standen, zogen indessen ruhig ab. Hofer versteckte sich, blieb aber in Verbindung mit dem Landvolke, welches sich jetzt selbst helfen mußte, und unterschrieb seine Befehle *Andere Hofer, der mal unwissend, wo.* Der Kapuziner Haspinger befehligte nun die Bauern, und die einrückenden Franzosen wurden an der Eisack erwartet. Über diesen tobenden Fluss hatten die Tiroler eine Brücke von Baumzweigen gebauet, und dieselbe mit einer hohen Lage Steine bedeckt. Die Franzmänner betraten sie mit Zuversicht

aber sieh, die Brücke brach unter ihnen, und sie wurden in den tosenden Fluten begraben. Über 50 Offiziere wurden von den Scharfschützen der Tiroler erlegt, die Franzosen verloren 1200 Mann nach ihrem eigenen Geständnisse. Ihr Marschall L e f e b r e rückte zwar immer weiter vor, aber kleidete sich als gemeiner Dragoner, nahm eine Flinte in den Arm, eine Holzmütze auf den Kopf, und ritt immer zwischen zwei kernfesten Reitern, denn nicht zu trauen war den Tiroler Scharfschützen. Das Landvolk rollte Felsenstücke von den Gebirgen auf die Feinde; besonders thätig waren dabei die Weiber und Mädchen. Die Franzosen von der einen Seite und die Baiern von der andern wurden alle nach Innsbruck getrieben, wie scheues Wild. Der Kapuziner, gelähmt durch die unaufhörlichen Anstrengungen, schlief des Nachts immer auf einem Wagen, und war an jedem Morgen wieder rüstig. Vor Innsbruck war auch der Oberkommandant, Sandwirt Hofer, abermals bei dem Heere. Die Franzosen hatten 25.000 Mann, über 3000 Pferde und 40 Kanonen, die Tiroler aber 18.000 Mann, schlecht bewaffnet. Der 13. August war der entscheidende Tag. Eben nach Mitternacht weckte der Kapuziner den Sandwirt, hielt die heilige Messe, und eilte dann auf seinem kleinen Pferde, einen weißen Stoß in der Hand, an den äußersten Vorposten. Um 6 Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse. Die Tiroler kämpften wie Helden und siegten, am Feste der Himmelfahrt Mariä hielt Hofer seinen

Einzug in Innsbruck, und Tirol war zum dritten Male befreiet.

Zu Innsbruck hatte der Sandwirt auch eine berühmte Anrede aus den Fenstern des goldenen Adlers gehalten, die uns einen tiefen Blick in die treuherzige und biedere Natur des Ehrenmannes werfen läßt, und die wir deßhalb nachholen: Er sprach: „Grüß enk Gott, meine lieb'n 'sprucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es sein aber a viel andre do, dö koant 'sprucker sein; alle dö unter meine Waffenbrüder sein wöll'n, dö müß'n für Gott, Roaser und Vaterland, als tapfere, rödle und brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder wer'n wöll'n; dö aber dös nit thu'n wöll'n, dö soll'n haim zieh'n! I roth' enk; und dö mit mir zieh'n, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so woahr i Andere Hofer hoß: g'sogt hob i enk, g'söhen hobt's mi, b'fied enk Gott.“

Bald nach dem erwähnten Siege wurde der Wiener Friede verkündet. Die Tiroler gehorchten dem Auf- rufe des Kaisers, sich dem Könige von Baiern zu unterwerfen. Allen Tirolern ward von der bairischen Regierung Verzeihung versprochen und auch gehalten. Selbst Sandwirt Hofer riet seinen Landsleuten Folgsamkeit, und unterzeichnete sich Andere Hofer, Oberkommandant in Diroll gewässer (gewesener Oberkommandant in Tirol).

Da aber Hofer, durch falsche Freunde bethört, im

November desselben Jahres den Volksaufstand wieder erweckte, so wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Zwei Monate lang lebte er nun in einer Alpenhütte, vier Stunden von seiner Wohnung unter dem Schnee, im Dezember 1809 und Jänner 1810. Ein Vertrauter, Staff el mit Namen, der ihm das Essen zu bringen pflegte, wurde sein Verräther; er führte Mitternacht den 20. Jänner (1810) die Franzosen zu der Sennhütte und Hofer wurde mit seiner ganzen Familie gefangen. Seine Frau und Kinder entließ man bald; Hofer selbst aber wurde nach Mantua abgeführt, und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die wenigsten Stimmen waren für den Tod, aber ein Befehl aus Mailand verordnete, ihn binnen 24 Stunden zu erschießen. Das Urtheil ward den 20. Februar 1810 vollzogen. Auf dem Richtplatze gab er dem Unteroffiziere der 12 Grenadiere, die ihn erschießen sollten, noch ein Zwanzigkruzerstück. Stehend mit unverbundenen Augen wollte er sterben, und erst die dreizehnte Kugel tödtete ihn. Kaiser Franz erhob 1818 seine Familie in den Adelsstand, und entschädigte sie für den Verlust ihres Vermögens.

Andreas Hofer war von hoher Statur und starkem Knochenbau; er hatte einen langen schwarzen Bart, eine stumpfe Nase, eine rothe Gesichtsfarbe, einen kühnen, aber doch gutmüthigen Blick. An seiner Seite hieng ein großer Säbel; am Halse trug er ein glänzendes Schild und ein Kreuz, auf dem Haupte einen großen schwarzen

Hut, seitwärts aufgeschlagen, mit dem Bilde der Mutter Gottes auf der Krämpe, und mit einer Feder geziert. Die Franzosen nannten ihn Général Sandwirt. Feldherrtalente besaß er nicht, aber Patriotismus; mit seinen Soldaten sprach er nur als Bruder, und niemals ließ er einen Kriegsgefangenen tödten oder peinigen.

---

## Naturgeschichtliches.

### Drei Tage am Orinoko-Strome.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Mexiko, erzählt ein französischer Kaufmann, erhielt ich den Auftrag, einige Gegenden von Kolumbien zu bereisen. Ich übernahm die Sendung mit großer Freude, da ich hoffen konnte, meine von heftigen Fieberanfällen geschwächte Gesundheit durch die Luftveränderung wieder hergestellt zu sehen, und weil ich zugleich Gelegenheit bekam, die berühmten Ufer des Orinoko kennen zu lernen. Eine glückliche Fahrt brachte mich in wenigen Tagen nach Cumana, und von hier aus überstieg ich die Bergkette, welche die Planos vom Meere trennt.

Die Planos sind unermessliche, vom Orinoko und seinen Zuflüssen durchströmte Ebenen, die sich wie ein glatter Teppich vor dem Reisenden aufrollen, das Auge durch ihre Gleichförmigkeit ermüden, und dem Blicke keinen anderen Ruhepunkt gewähren, als den fernen Horizont. Nichts ist so großartig und zugleich so einförmig, wie diese Ebenen. In der Regenzeit gleichen sie einem unendlichen See, aus dem nur hie und da Bäume und einzelne höher gelegene Plätze hervorragen. Wenn dann das Wasser abfließt, wird die ganze Ebene vom hochaufließenden Grase und tausend üppigen Pflanzen bedeckt



Bald aber verschwindet unter der Glut der Sonnenstrahlen dieser grüne Teppich, nirgends bleibt eine Spur von Wachsthum, und nur Aschenhaufen bezeichnen die Stellen, wo Pflanzen geblüht haben.

Es war gegen das Ende der heißesten Jahreszeit, als ich die Planos betrat. Man kann sich keinen trostloseren Anblick denken, als diese abgestorbene Natur ihn darbot. Kein Windstoß erfrischte die Luft; nur ein leiser Hauch fuhr von Zeit zu Zeit über den Erdboden hin, und hüllte uns in undurchdringliche Staubwolken. Hier und da bezeichneten ein Paar versengte Palmen das ehemalige Bett einer nun vertrockneten Quelle; sonst war nichts zu sehen, als ein dunkler, überall geborstener Boden. Glühend heiße, durch keine Wolken gemilderte Sonnenstrahlen fielen auf uns herab, und während die ungeheure Hitze die Augen angriff, verursachte der feine Staub auf der ganzen Haut die empfindlichsten Schmerzen.

Und doch hatte hier die wüste Landschaft den höchsten Grad von Trostlosigkeit noch nicht erreicht. Bald kam ich nämlich an eine Stelle, wo keine Palme mehr zu erblicken war, und wo ich unter dem glühenden Gewölke eines stark geheizten Ofens mich zu befinden glaubte. Ich war entschlossen, umzukehren und meinen Reiseplan zu ändern; doch die Versicherung der beiden Indianer, die ich zu meiner Bedienung bei mir hatte, daß das Schlimmste bald überstanden sein werde, richtete mich wieder auf, und ich setzte, jedoch nur mit der größten Anstrengung,

meinen Marsch fort. Endlich erblickten wir in der Ferne ein kleines Gebüsch, das auf eine nicht ganz versiegte Quelle schließen ließ; es bedurfte aber noch eines beschwerlichen Marsches von mehr als drei Stunden, um dasselbe zu erreichen.

Raum waren unsere Esel an den ersten Baum festgebunden, so sprang ich über das Gebüsch, um mich in das Wasser zu stürzen und zu baden; ich fand indessen nur noch einigen Schlamm, da der Teich fast ganz ausgetrocknet war. Ich hatte gehofft, meiner brennenden, von der Hitze ganz aufgerissenen Haut durch dieses Bad eine Erquickung zu verschaffen; statt dessen fühlte ich plötzlich einen heftigen Schlag an meinem Knie, als ob es von einer Flintenkugel getroffen wäre. Ich blickte um mich — nichts zu sehen, kein Ton zu hören. Da lähmt ein zweiter heftigerer Schlag das ganze Bein. Raum hatte ich noch so viel Kraft, meine Indianer zu rufen. Indessen verdoppeln sich die furchtbaren Schläge, und auf den stehenden Schmerz folgt eine völlige Erstarrung. In diesem Augenblicke erkenne ich die schwarzblauen Ringe einer scheußlichen Schlange, die mein rechtes Bein umschlungen hat. Auf mein Geschrei stürzen meine Indianer herbei, werfen mir einen Strick zu, und ziehen mich aus dem Schlamm. Das Thier läßt mich los, springt mit einem Satz in die Höhe, und verschwindet in der Tiefe.

Lange Zeit blieb ich unbeweglich und völlig erstarrt unter den Palmen liegen. Nach vier Stunden kehrten

meine Kräfte endlich in so weit wieder, daß ich mich aufrichten konnte. Aber noch zwei Tage lang war ich so schwach, daß ich weder auftreten, noch mich auf dem Esel erhalten konnte, und nur durch die treue Sorgfalt meiner Indianer gelang es mir, in dieser Zeit einige Meilen weiter zu kommen.

Der Feind, der mich so unerwartet und heftig angegriffen hatte, gehörte nicht, wie sein Anblick vermuthen ließ, zu den Schlangen, sondern war eines jener Thiere, welche man mit dem Namen der elektrischen Aale bezeichnet. Seine Berührung verursacht allen Thieren eine so heftige Erschütterung, daß bisweilen selbst Pferde und Ochsen derselben erliegen, und es wäre sicher um mich geschehen gewesen, wenn das Thier Zeit gehabt hätte, mich noch mit einigen Ringen zu umspannen. Diese Aale sind, wie ich später erfuhr, in den Planos so häufig, daß einst eine Landstraße verändert werden mußte, weil sie sich in einem Flüschen in solcher Menge aufgehäuft hatten, daß in jeder Woche mehrere Pferde und Esel vor Betäubung umkamen.

Als ich wieder ganz hergestellt war und mit frischen Kräften meine Reise fortsetzte, sah ich mit Vergnügen, daß die Landschaft sich immer mehr belebte. Hie und da erschienen einzelne, zerstreute Häuser, in denen Heerdenbesitzer wohnten; sie standen bei ausgetrockneten Quellen oder am Ufer kleiner Bäche, deren Wasser sich unter Gesträuchen verbarg oder im Sande verschwand. Endlich

näherten wir uns einer Hügelreihe, welche die Ufer eines kleinen Flusses bildete, und sich bis zum Orinoko erstreckte. Hier fanden wir wieder Gras, Sträucher und Bäume. Mit welcher Wonne begrüßten wir den leise rauschenden Flusswind, mit welchem Entzücken wateten wir durch den Fluss!

Jetzt hatten wir die Ufer des Orinoko erreicht. Hier gab ich meinen beiden Eseln, deren ich nun nicht mehr bedurfte, die Freiheit, und bestieg mit meinen beiden Indianern ein Schiff, das den Orinoko hinauffuhr, um mehreren Niederlassungen Waaren zuzuführen. Der Eigenthümer des Schiffes war ein riesenhafter Neger mit feurigen, starren Augen, der lange unter den wilden Horden dieses Landes gelebt und Manches von ihren Sitten angenommen hatte. Seine Matrosen, acht an der Zahl, waren eines solchen Führers würdig; es waren Leute von allen Farben, und Einer erschien immer wilder als der Andere. Dennoch hatte ich keine Furcht, denn ich wusste, daß man vor diesen Leuten völlig sicher ist, wenn man ihnen Zutrauen beweist.

Es war gegen Ende des April, als wir uns auf dem unermesslichen Strome einschifften. Die heißeste Jahreszeit nahte sich ihrem Ende; daher ließ der niedrige Wasserstand Felsen und Klippen hervorblicken, welche in den Sonnenstrahlen hell erglänzten. Die Ufer waren von gewaltigen Bäumen und dichten Buschwerk eingeschlossen, durch welches hier und da wilde Thiere sich Bahn ge-

brochen hatten, um ihren Durst zu stillen, oder ihrer Beute nachzugehen. Nur selten war ein Fels zu sehen, auf dem nicht Krokodile ausgestreckt gelegen hätten. Sobald diese Ungeheuer der Amphibienwelt Fleisch gekostet haben, verschmähen sie alle andere Nahrung; daher sieht man sie in jenen Dörfern, die den Ueberschwemmungen des Orinoko ausgesetzt sind, zur Zeit der starken Regengüsse ungescheut Menschen anfallen und wegführen.

Nachdem der Herr des Schiffes an mehreren Punkten angehalten und fast alle seine Waaren angebracht hatte, bemerkten wir eines Abends eine kleine Felseninsel, die sich nahe dem Ufer aus dem Wasser erhob. Hier legte das Schiff an, denn hier waren wir sowohl vor den Jaguars als von den übrigen wilden Thieren sicher. Die Regenzeit war im Beginnen, und kündigte sich schon durch das wiederholte Rollen des Donners, durch leichte Regengüsse, durch die graue Atmosphäre und durch ein starkes Steigen des Wassers an. Auf der einen Seite sahen wir ein endloses Meer von Laubwerk, begränzt von hohen Hügeln, auf der andern die Fläche des gewaltigen Stroms; in der Luft aber schwirrten Millionen von Insekten, die uns mit ihren empfindlichen Stichen überall verfolgten.

Da ich mir an diesem Orte wenig Ruhe für die Nacht versprechen konnte, so fuhr ich mit meinen beiden Indianern in einem Kahne nach einem Granitfelsen hinüber, der sich nahe dem südlichen Ufer und in einer Ent-

fernung von etwa vierhundert Schritten von unserer Insel fast senkrecht aus dem Wasser erhob. Der Fels hatte nur sechzig Fuß Höhe und war mit leichter Mühe zu ersteigen. Als ich auf dem Gipfel angekommen war, konnte ich mit der Hand einige herüber hängende Aeste eines Manguinos erreichen, der sich am Ufer über alle Bäume des Waldes erhob, und sich durch den Umfang seiner Krone, den hellen Glanz seiner Blätter und die unzählige Menge seiner riesenhaften Zweige auszeichnete. Ich zog einige derselben zu mir hernieder; vermöge ihrer eigenthümlichen Elastizität richteten sie sich wieder in die Höhe und erhoben mich von dem Felsen, auf dem ich gestanden, mit einem Male in die Mitte des Riesenbaumes. Mit leichter Mühe erreichte ich einen starken Ast, auf dem ich bequem fußen konnte.

„Welch eine herrliche Nacht könnte ich hier zubringen, mitten in diesem frischen grünen Tempel, fern von Insekten, Tigern und Krokodilen! sprach ich zu mir selbst. Und schnell war der Plan entworfen. Ich rief meine Indianer; sie ruderten nach dem Schiff zurück, holten meine Hängmatte, halfen sie zwischen den Zweigen befestigen, und versprachen am andern Morgen nach Sonnenaufgang wieder zu kommen und mich abzuholen. Augenblicklich lag ich in der Hängmatte. Das ferne Geräusch der Wogen, das Schreien der Tiger und Affen verschmolz zu einem fernen und eintönigen Gemurmel, das mich bald in Schlaf versenkte. Ich schließ die

ganze Nacht hindurch, ohne dass meine Ruhe gestört worden wäre.

Als ich die Augen öffnete, empfand ich ein sehr peinliches Gefühl. Ich war nass bis auf die Haut, das Leder meiner Hängmatte war durch die Nässe so ausgedehnt, dass ich in einem Sacke zu liegen glaubte. Mit Mühe gelang es mir, mich aus meinem Gefängnisse zu befreien; aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich meine Blicke forschend umherwarf, und rings um mich her nichts als Wasser sah! Von dem Felsen, den ich erstiegen hatte, ragte nicht viel mehr als die Hälfte aus dem endlosen Meere hervor; die Insel aber, an der unser Schiff vor Anker gelegen hatte, war ganz überschwenmt. Kein Schiff, kein Kahn, keine Indianer waren zu sehen; Alles war verschwunden. Wie sollten mich meine Gefährten wieder finden? Wie mich entdecken in diesem Baume mitten im Wasser? Meine Lage war sehr bedenklich, aber ich war in diesem Augenblicke noch weit entfernt, alle Folgen meines leichtsinnigen Unternehmens zu ahnen.

Ich hatte Zeit, mein lustiges Gefängniß zu untersuchen. Es war geräumig genug; aber der Baum, auf dem ich mich befand, war kein Pifang, und wenn mich der Hunger erfasste, blieb mir zum Stillen desselben nichts als die jungen Triebe der Blätter. Traurige Ausichten für einen Unglücklichen, der kaum vom Fieber genesen und dessen Glieder von der Feuchtigkeit erstarrt waren! Um mich ein wenig zu erwärmen, begann ich



eine Wanderung über die schönen, grünen Zweige, die durch ihr dichtes Geflecht meinen Füßen einen sichern Pfad boten. Da sah ich plötzlich ein Paar feurige, metallartige Augen vor mir funkeln, und erkannte das Thier, gegen welches ich seit meiner frühesten Kindheit eine unüberwindliche Abneigung gehabt habe, nämlich eine Eidechse, aber eine Riesen-Eidechse von mehr als drei Fuß Länge. Dieses ganz unschuldige Thier verursachte mir einen solchen Schrecken und eine so entsetzliche Furcht, daß ich auf der Stelle umkehrte; aber jetzt erblickt ich auf der andern Seite einen zweiten Leguane, noch größer, als die erste, die mich, wie jene ruhig betrachtete.

Um mich dem widrigen Anblicke zu entziehen, stieg ich bis in den Gipfel des Baumes. Ein unermesslicher Ozean umgab mich rings herum; der Regen schlug mir in's Gesicht, der Donner rollte immer lauter. Ich suchte meinen wüthenden Hunger durch das Rauen einiger Baumblätter zu stillen; dann stieg ich wieder hinab, um einen starken Ast zum Ruhepunkt aufzusuchen. Meine beiden Tischgenossen, die Eidechsen, mußten meine Furcht errathen haben, denn trotz ihrer angeborenen Schüchternheit näherten sie sich mir. Schon war die eine nur noch zwei Fuß von mir entfernt, als ich allen meinen Muth zusammennahm und sie mit einem Zweige auf den Kopf schlug, worauf beide Feinde mit unglaublicher Schnelligkeit verschwanden. Seitdem hielten sie sich in ehrerbietiger Entfernung und blieben auf der andern Seite des Baumes.

Jetzt traten alle Schrecknisse meiner Lage deutlich vor meine Seele. Rings um mich her, im Wasser sowohl als in den Wäldern, lebten große Horden wilder Thiere; nichts, so weit ich auch spähen mochte, erinnerte mich an die Gegenwart eines Menschen. Die wenigen bewohnten Orte waren weit entfernt, alles Land war überschwemmt, und die große Wasserwüste machte es meinen Leuten beinahe unmöglich, den Baum aufzufinden, auf dem ich mich befand. Offenbar hatten die Wogen in ihrem schnellen Andrang unser Fahrzeug mit fortgerissen; vielleicht hatte es auch die Flut mit Mann und Maus verschlungen. Woher sollte mir Hilfe kommen?

Unter diesen Betrachtungen sah ich die Nacht hereinbrechen. Ueber meinem Haupte schwebten unzählige Geier, und über dem Wasser kreisten ganze Schaaren von Reiherh; die Flamingo's spielten im seichten Wasser; auf den Felsblöcken kämpften Krokodile und Jaguars um die umgestalteten Seefälber, und in den Bäumen sprangen ganze Reihen von Affen umher. Je mehr die Finsternis zunahm, desto lauter wurde das Schwirren der Fledermäuse und das Gesumme der Moskiten. In diesem Getümmel mußte ich mein Nachtlager bereiten. Glücklicherweise fand ich ein Messer in meiner Tasche, mit welchem ich einige Zweige abschnitt, um meine Hängmatte zu stützen, die vom Regen immer mehr auseinander gezogen wurde, und mich im Schlafe zu erdrücken drohte. Endlich war

ich von den Anstrengungen des Tages so erschöpft, daß ich wirklich einschlief.

Die ersten Stralen der Sonne, welche die zahllosen Thiere um mich her erweckten, riefen mich zu neuen Sorgen und Schmerzen. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben; das Wasser wälzte sich in immer mächtigeren Fluten heran und erschütterte die Zweige meines Baumes. Nirgends war ein Schiff, nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken. Jetzt verließ mich auch die letzte Hoffnung. Wo sollten mich meine Gefährten suchen, wie mich auffinden in dem dichten Nebel, der Alles einhüllte? Das Geschrei eines Kindes mitten im Getöse des Sturmes wäre eher zu vernehmen gewesen, als meine Stimme in diesem Toben der Elemente. Ich war ohne Nahrung, ohne Obdach; ich wußte, daß diese Nebel oft mehrere Wochen lang anhalten; meine Fieberanfälle kehrten in größerer Heftigkeit, als je, zurück. So verlebte ich einen schrecklichen Morgen, von quälenden Schmerzen gefoltert, völlig unbeweglich, durch Krankheit, Hunger und Angst geschwächt, von der dichtesten Finsterniß eingehüllt. Dicke, schwere, vom Nebel gebildete Tropfen fielen langsam auf meine Stirn; selbst mit der größten Anstrengung vermochte ich nicht, eine handbreit über die Grenzen meines engen Käfigs wegzusehen.

Plötzlich drang ein dumpfes, nicht gar fernes Gemurmel durch die dichte Nebelluft an mein Ohr. Ich erhob mich langsam, und unterschied bald das Geschrei eines

Jaguars. Gleich darauf entstand ein Geräusch in den Blättern, einige Zweige brachen, und es fiel etwas dumpf niederwärts. Ich fühlte das Gefährliche meiner Lage, und rief meine ganze Kraft zurück. Bewaffnet mit einem Zweige, den ich am Abend vorher abgeschnitten, wandte ich mich nach der Richtung, aus der das Geräusch kam. Der Lärm verdoppelte sich, die Aeste krachten, indem sie sich niederbeugten, und nach einigen Minuten fiel ein gewaltiges Thier herab, und plumpete in das Wasser. Fünf Minuten lang hörte ich noch den Jaguar, dessen Stimme ich nun deutlich erkannte, brüllend gegen die Fluten kämpfen, dann aber versank Alles wieder in tiefes Schweigen. Offenbar hatte das Thier meine Nähe gewittert, und den Ast, auf dem ich mich befand, zu erreichen gesucht; jetzt aber konnte ich hoffen, daß entweder der Strudel den Tiger mit fortgerissen, oder daß die Krokodile da unten Gerechtigkeit geübt haben würden.

Ausgehungert, wie man es nach einem heftigen Fieberanfall zu sein pflegt, beschloß ich, eine der beiden großen Eidechsen zu opfern, die meinen Zufluchtsort mit mir theilten. Es blieb mir keine andere Wahl, als vor Hunger zu sterben, oder eins dieser Thiere zu verzehren, die mich anfangs so erschreckt und mir einen so entsetzlichen Ekel verursacht hatten. Ich begann die Jagd, sobald der Nebel sich zertheilte; aber die Nähe des Tigers mußte den Eidechsen eben so furchtbar gewesen sein, wie mir, denn sie hatten sich in einen völlig unzugänglichen

Winkel zurückgezogen. Als ich zu meinem Lager zurückgekehrt war, legte ein leiser Wind über die Oberfläche des Wassers, und zerriss den Nebelschleier, der die endlose Wasserwüste meinen Augen entzogen hatte. Aber so eifrig ich nach allen Seiten hin spähte, nichts war zu sehen, was meine Hoffnung hätte beleben können.

Als ich den Blick auf den unglückseligen Felsen richtete, der mich auf den Baum geführt hatte, gewahrte ich zu meinem größten Schrecken den Jaguar, der bereits einen Angriff auf mich versucht hatte, und der auf eine wunderbare Weise dem Tode entronnen sein mußte. Er war noch ganz nass, und offenbar darauf bedacht, wie er sicherer als das erste Mal, sich mir nähern konnte.

Seine glühenden Augen waren auf den Baum gerichtet, dessen Zweige auf seinen Kopf hinabhingen; unbeweglich und lauernd stand er da; er schien seine Kräfte und seine Geschicklichkeit zu prüfen, und nur zu fürchten, daß die Zweige noch einmal an ihm zum Verräther werden und ihn in's Wasser stürzen könnten. Endlich beschloß er einen andern Angriffsplan; ich ergriff mein Messer und den zugespitzten Zweig, und stellte mich dem Feinde muthig entgegen.

Der Tiger war an den Stamm des Baumes hinabgesprungen, und versuchte ihn zu erklettern, indem er sich mit seinen langen Krallen an die glatte Rinde festklammerte und langsam aufwärts stieg. Ich erkannte

den Vortheil, den mir diese Stellung meines Feindes gab, und gieng ihm bis an den Stamm entgegen. Hier beschloß ich ihn zu erwarten. Ich sah, wie er langsam und vorsichtig seine Hinterpfoten hob, und alle Kraft und Gewandtheit seines Körpers anwendete, um mir näher zu kommen. Die spitzen Nägel seiner Taten waren tief in die glatte Rinde des Baumes eingedrückt, und so näherte er sich Schritt vor Schritt, das Auge voll Blutdurst auf seine Beute gerichtet. Ich hatte meine Kniee in die Ecke gestemmt, welche der Ast, auf dem meine Hängmatte war, mit dem Stamm des Baumes bildete. Trotz der Gefahr meiner Lage konnte ich nicht umhin, die Gewandtheit, Schlauheit und Kraft meines Gegners zu bewundern. Bald war er mir so nahe, daß der Athem aus seinem weit geöffneten Rachen mich glühend anwehete, und wenige Augenblicke darauf berührten seine Vorderpfoten fast meine Hand. Jetzt stieß ich die Spitze meines Messers in den Baum, und versetzte ihm mit dem Baumast einen derben Schlag auf den Kopf. Ein dumpfes, tiefes Geheul war die Antwort; aber er verlor auch nicht einen Zoll Raum, um einem zweiten Schlage auszuweichen, sondern machte nur eine kleine Bewegung seitwärts, um sich hinter einem Aste sicher zu stellen.

Jetzt sah ich, daß die Art der Vertheidigung, die ich bisher angewendet, mir nichts mehr nützte, und ich versuchte daher, meinen Spieß dem Tiger in den Rachen

zu bohren. Dies verursachte ihm einen so empfindlichen Schmerz, daß er einige Schritte zurück wich. Schon hoffte ich, er würde bei dieser Gelegenheit hinabstürzen; leider aber gelang es ihm, sich fest zu halten. Er versuchte darauf, indem er eine seiner Tazen ausstreckte, einen Ast zu ergreifen, der seitwärts von dem war, auf welchem ich mich befand. Wenn ihm dieß gelang, so war er gleicher Höhe mit mir und ich unrettbar verloren. Schon berührten seine fünf ungeheuren Krallen mein Knie; sein keuchender Athem verrieth die Anstrengung, die es ihm kostete, mich zu erreichen; da ergriff ich das Messer, beugte mich nieder, und bohrte ihm die spitze Klinge in's Auge. Das Thier stieß einen langen, furchtbaren Angstschrei aus und versuchte, mich mit seiner Taze zu fassen, rißte mir aber nur die Haut, doch so, daß das Blut aus der Hand floss. In dem Augenblicke stieß ich dem Jaguar den Spieß in die blutende Augenhöhle, und drückte mit dem ganzen Gewicht meines Körpers nach. Das Thier wich vor dem entsetzlichen Schmerz zurück, und ein langes, dumpfes Geheul verrieth seine ohnmächtige Wuth.

Vertrauen und Muth kehrten in meine Seele zurück. Bald war der Tiger so weit von mir entfernt, daß ich ihn nicht mehr erreichen konnte. Dennoch verließ er mich mit keinem Blick. In seinem Ingrimm setzte er die seinem Geschlechte eigenthümliche Klugheit aus den Augen, rache-schnaubend suchte er mich zu erfassen, nahm einen An-



lauf, sprang auf einen Zweig in meiner Nähe, und erhielt von meinem Speiß einen so nachdrücklichen Schlag auf den Kopf, daß er augenblicklich in den Fluß hinabstürzte. Sein Schicksal war bald entschieden, denn sobald er im Wasser anlangte, fielen mehrere Krokodile, die unsern Kampf aus der Ferne beobachtet hatten, über ihn her und verzehrten ihn.

Nun konnte ich wieder mit Ruhe um mich blicken. Noch immer ruhte der Nebel auf entfernteren Gegenden, noch immer war nichts zu sehen, was mir Rettung verheißen konnte. Ich wurde vom heftigsten Hunger und Frost geplagt und zitterte an allen Gliedern. Meine Schlafkameraden, die ich trotz der anfänglichen Furcht nachgerade als Freunde zu betrachten anfieng, die Eidechsen, waren verschwunden und kamen nicht wieder zum Vorschein. So blieb mir nichts übrig, als wieder einige Baumblätter zu kauen; aber obgleich sie meinen Magen füllten, so milderten sie doch nicht das Verlangen nach nahrhafter Speise. Die großen Schildkröten, die auf dem nahen Felsen lagen, reizten meine Eslust auf's höchste; aber ich durfte es nicht wagen, mich dem hungrigen Zahn der vielen in der Nähe hausenden Raubthiere preiszugeben. Auch durfte ich nicht hoffen, daß der feuchte, schlüpfrige Felsen, auf welchem selbst der Jaguar nur mit Mühe hatte stehen können, meinen Schritten einen festen Halt geben würde. Ein Fehltritt aber genügte, mich in den Rachen der Krokodille zu bringen.

So blieb mir nichts übrig, als in meinem Kerker auszuharren, allen Leiden des Hungers und der Kälte preisgegeben. Immer deutlicher erkannte ich das Trostlose meiner Lage, und es bedurfte aller Kraft und Festigkeit meines Geistes, um mein Vertrauen auf Gottes Hilfe aufrecht zu erhalten und nicht in völlige Verzweiflung zu versinken. Meine Indianer, die einzigen lebenden Wesen, von denen ich Rettung erwarten konnte, waren entweder umgekommen, oder das Schiff war sehr weit stromabwärts getrieben worden; wenn sie nicht bald erschienen, so erlag ich dem Hunger und der Mattigkeit. Um aber kein Mittel zu meiner Rettung unversucht zu lassen, schnitt ich einen langen, geraden Zweig ab, an dessen Spitze ich ein weißes Tuch befestigte. Kaum hatte ich jedoch diese Fahne am höchsten Gipfel des Baumes aufgesteckt, so wurde das Tuch von einem so heftigen Regenguß durchnäßt, daß es sich nicht mehr bewegte, und also auch vom Flusse aus kaum wahr genommen werden konnte.

Die dritte Nacht fand mich noch immer in meinem seltsamen Gefängnis, eingewickelt in meine Hängmatte und abwechselnd von nagendem Hunger, brennenden Durst und den heftigsten Kopfschmerzen gemartert. Kein Lichtstral, auch nicht der kleinste Stern drang durch den dichten Nebel. Wie lang erschien mir diese Nacht! Wie langsam schlichen die Stunden dahin! Nicht einen Augenblick genoss ich eines erquickenden Schlummers; stechende

Schmerzen zuckten durch meine erstarrten Glieder; sie waren das einzige Gefühl, durch welches ich mir des Lebens klar bewußt wurde. Von Zeit zu Zeit ertönte das Geschrei der wilden Thiere aus dem Innern des Waldes und aus der Tiefe des Wassers. Auf diese Töne der Mordgier folgte dann eine Todtenstille, die mir noch schrecklicher erschien. Die Nacht dünkte mir von ewiger Dauer.

Endlich zerstreute der Wind den Nebel, und zeigte mir im Osten einen röthlichen Streifen. Den Blick fest gerichtet auf diese, wie ich meinte, mein Grab beleuchtende Morgenröthe, schaute ich in's Weite, ohne Hoffnung und Vertrauen, und hörte das lange Rollen des Donners, der seine Stimme mächtig erschallen ließ. In den Zwischenräumen glaubte ich zuweilen ein anderes Geräusch zu vernehmen, ähnlich dem Wiederhall eines Feurgewehrs. War es Täuschung? Betrog mich meine Einbildungskraft? Doch immer wieder ließ sich derselbe Ton hören. Wahrscheinlich verfolgten wilde Indianer am Ufer des Orinoko ihre Feinde. Was kümmerten sie mich? Waren es doch nicht meine Gefährten, von denen allein mir Rettung kommen konnte.

Ich verfiel wieder in eine gänzliche Abspannung. Schon fiengen meine Glieder an, mir den Dienst zu versagen, und ich konnte mich nicht mehr aufrecht erhalten. Erschöpft legte ich mich nieder, und wenn auch mein Puls in diesem Zustand lebenden Todes noch zu

schlagen fortfuhr, so hatten meine Gedanken doch aufgehört.

Plötzlich dringt der Schall von Flintenschüssen in mein Ohr; ich erwache aus meiner Erstarrung, erhole mich, rufe — Niemand antwortet. Jetzt ertönt ein zweiter Schuss, aber viel näher. Der schnelle Wechsel von gänzlicher Verzweiflung zu neu erweckten Hoffnungen ergreift mich so mächtig, daß ich vor Freude fast die Besinnung verliere. Da trifft ein dritter Schuss mein Ohr, und in demselben Augenblicke sehe ich einen Kahn um den Felsen herumbiegen. Es sind meine Indianer — ich erkenne sie deutlich; der Herr des Schiffes am Steuerruder. Ich versuche zu schreien, aber die Bewegung meines Innern erstickt meine Stimme. Der Kahn laviert nach allen Richtungen; die treuen Indianer suchen mich. Von Zeit zu Zeit schießen sie eine Flinte ab, um mir ihre Gegenwart kund zu thun. Endlich nähern sie sich meinem Baume. Mit Anstrengung aller Kräfte gelingt es mir, einen langen Schrei auszustößen, und einen Augenblick darauf erschallt das Echo ihrer lärmenden Stimmen. Sie binden den Kahn mit Stricken an den Baum, tragen mich hinab, und sind herzlich erfreut, mich noch lebendig anzutreffen, nachdem sie zwei und einen halben Tag auf dem Wasser zugebracht haben, um mich aufzusuchen.

Und diese Menschen werden von allen Reisenden mit dem Beinamen „Räuber des Orinoko“ bezeichnet.

### Ein Schiffsbrand.

Am 24. August 1834 schiffte ich mich auf dem Gart von Eldon, einem Londoner Kauffahrer von 600 Tonnen, geführt von Kapitän Theaker, zu Bombay ein, um auf Urlaub in mein Vaterland zurückzukehren. Das Schiff war eines der schönsten und stärksten seiner Art, und ließ mit Fug und Recht erwarten, daß es Wind und Wellen mit Glück widerstehen würde. Allein wer kann nur für einen Tag voraussehen, was uns vom Schicksale beschieden ist.

Die Ladung des Schiffes bestand aus Baumwolle, und da die Zahl der Passagiere nur gering war, so war der Raum zwischen den Berdecken mit Baumwollenballen angefüllt, die möglichst dicht und eng zusammengepresst waren, so daß es schwerer halten mochte, sie wieder heraus zu bringen, als vorher — sie hinein zu schaffen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß man die Baumwolle feucht, während einem starken Regen, an Bord gebracht und in den Magazinen nicht hatte austrocknen lassen, ehe man sie einpresste; da nun dieß letztere nur mittelst eines gewaltigen Zusammendruckes geschieht, so mögen sich leicht Branddämpfe derselben Art entwickeln, wie dies im Heu, wenn es naß in die Scheuer gebracht wird, vorkommt.

An Bord unseres Schiffes befanden sich im Ganzen, drei Frauenzimmer, ein kleines Kind, so wie der

Kapitän und seine Mannschaft mit inbegriffen, fünfundvierzig Personen.

Am 26. September kamen wir, nach einer Reihe widriger Winde und Windstillen, und schweren Regengüssen und Stofwinden in die Region des Passatwindes, der jetzt stet und bleibend in unsere Segel blasen zu wollen schien. Schon sahen wir allmählig unserer Ankunft am Kap der guten Hoffnung entgegen. Am Morgen des 27. stand ich, früh um halb sechs Uhr auf und gieng auf's Deck, wo ich einen meiner Reisegefährten traf. Da bemerkten wir Beide einen qualmähnlichen Dunst, der zwischen dem Lukengange aufstieg; ich äußerte gegen meinen Begleiter, er möge wohl von Hitzdämpfen kommen, die sich, wenn man sie nicht ersticke, zu einem Brande selbst entzünden könnten. Der Kapitän kam ebenfalls aufs Deck und antwortete auf meine Frage, „was das sei?“ es sei ein Dampf, wie er ziemlich häufig in Schiffen, die Baumwolle geladen hätten, sich zeige, wenn die Luken geöffnet würden. Ich sagte nichts; allein als der Rauch immer dichter wurde und allmählig eine andere Farbe annahm, kam mir denn doch der Gedanke, es sei nicht Alles, wie es sein sollte, und daß auch der Kapitän nicht ganz unbesorgt sein müsse, denn der Schiffszimmermann hieb gerade über der Stelle, wo der Rauch hervorzudringen schien, Löcher in's Berdeck. Ich gieng hinunter, mich anzukleiden, und um halb sieben Uhr klopfte der Kapitän an meine Thür, und sagte mir, ein

Theil der Baumwolle brenne und er wünsche sämmtliche Herren Passagiere auf dem Verdeck zu sehen. Wir versammelten uns denn, und er theilte uns nun mit, wie die Sache stand: daß nämlich ein Theil der Ladung sich, allem Anscheine nach, selbst entzündet, daß er die Absicht habe, die Ballen, bis man auf die entzündeten komme, wegzuräumen, und diese letzteren sammt denen, die in demselben beschädigten Zustande zu sein scheinen, über Bord werfen zu lassen; und daß er es, da er den Schritt einmal für nothwendig halte, für seine Pflicht erachte, uns die Sache vorzulegen. Wir natürlich stellten Alles seinem eigenen besten Ermessen anheim, und er befahl nur den Matrosen, so hurtig als möglich sich an's Werk zu machen, um dem Feuer auf die Spur zu kommen. Dieß geschah, und er erklärte uns nun, es scheine ihm keine unmittelbare Gefahr vorhanden und er hoffe, wir würden im Stande sein, sie ganz und gar zu beseitigen. Um acht Uhr jedoch wurde der Rauch viel dicker und fieng an, sich durch den hinteren Lufengang zu wälzen — da man den Luftzug vornehin hatte gehen lassen, um den Leuten die Arbeit möglich zu machen. Mehrere Ballen wurden weggeräumt; allein die Hitze begann unten unerträglich zu werden, der Rauch wälzte sich in erstickenden Wolken heraus, und vor neun Uhr entdeckten wir, daß ein Theil des Verdeck's Feuer gefangen habe; kurz, die Leute mußten die Arbeit einstellen. Der Kapitän befahl nun, die Luken zu verschlagen, in



der Absicht, dem Ausbrechen des Feuers entgegen zu wirken, so wie, für den Nothfall, die Boote auszufetzen und sie mit Mundvorrath und anderen nothwendigen Dingen zu versehen. Dies geschah, und um halb zwei Uhr wurden die drei Frauenzimmer, zwei franke Passagiere, das kleine Kind und ein Dienstmädchen mit 276 Gallonen (die Gallone 4 Maß) Wasser, 20 Gallonen Branntwein, und Schiffszwieback für einen Monat, nebst so vielen Töpfen mit Marmeladen und Eingemachtem, was wir noch holen konnten, und außerdem dem täglichen Mundbedarf von frischem und eingesalzten Fleische, in das große Boot gebracht.

Es war jetzt nahe an zwei Uhr; die Lücken wurden nun geöffnet und alle Mannschaft mußte an die Arbeit, um Versuche zur Löschung des Feuers zu machen. Als die Hauptlücke aufgehoben und die getheerte Leinwand, mit welcher die Lücken, um das Eindringen des Wassers zu verhüten, bedeckt wird, weggenommen war, fand man ein Segel darunter so heiß, daß es die Leute kaum anzurühren und wegzubringen vermochten; als sie es thaten, drangen die Hitze und der Rauch noch ärger als zuvor herauf; und da jetzt der Augenschein lehrte, daß das Feuer eben unter dieser Stelle war, so wurde Befehl gegeben, die Ballen nach einander aufzuwinden, bis man an die entzündeten kommen würde. Als aber die Leute die Ziehseile anfassen, um einen Krähnenhaken einzuschieben, fand sich, daß die Ballen unten

durchgebrannt waren und ihnen unter den Händen entglitten.

Das sah nun allerdings schlimm aus. Wir zerschnitten indessen einen Ballen, und versuchten ihn handvollweise fortzuschaffen, allein der Rauch und die Hitze wurden so übermäßig, daß kein Mensch über ihm stehen konnte, und das Wasser schien die Brunst noch zu steigern, da wir natürlich nur geringe Quantitäten anzuwenden wagten. Würde der Kapitän gewagt haben, Wasser in Menge in das Schiff pumpen zu lassen, um das Feuer zu löschen, so würden die Ballen dermaßen angeschwollen worden sein, daß sie nicht nur das Verdeck aufgesprengt, sondern auch so sehr an Gewicht zugenommen und das Schiff hinunter gezogen hätten. Unter diesen Umständen, da zweifacher Untergang drohte, rief uns der Kapitän, in der Ueberzeugung von dem hoffnungslosen Stand der Sache, hinten auf's Schiff zusammen, und sagte, ob Jemand irgend ein Auskunftsmittel vorzuschlagen wisse, das zur Löschung des Feuers und zur Rettung des Schiffes mit Wahrscheinlichkeit dienlich sein könne, „in welchem Falle wir,“ setzte er hinzu, „nicht von ihm weichen wollen, so lange noch ein Funke von Hoffnung bleibt.“ Einstimmig sprach man sich dahin aus, daß Alles gethan worden sei, was sich irgend habe thun lassen; die Leute waren sämmtlich vollkommen nüchtern und in ihren Anstrengungen unermüdet gewesen; Einer wie Alle aber schienen mit kalten Sinnen und entschieden der

Meinung zu sein, daß hier nichts mehr zu hoffen stand. Die Hitze nahm dermaßen zu, daß es gefährlich war, das Schiffshintertheil zu verlassen; der Kapitän ersuchte deshalb die Herren, sich in die Boote zu begeben, zählte seine Leute ab und wies sie ebenfalls in die Boote, und um drei Uhr verließ er selbst das Schiff — der Letzte, gerade als die Flammen durch das Hinterdeck schlugen. Wir stießen dann ab, wobei die zwei kleineren Boote das große Boot in's Schlepptau nahmen; das Schiff war in seinem Laufe schon vorher dadurch gestillt worden, daß man die Segelstangen zurückgelegt hatte.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde weit vom Schiff entfernt waren, stand es in hellen Flammen, und seine Masten fiengen an, zusammenzustürzen. Der Anblick war furchtbar erhaben. Zwischen acht und neun Uhr waren alle seine Masten zusammengebrochen, und das Schiff selbst bis zum Wasserrande niedergebrannt; plötzlich blitzte es hell auf, dem Blitze folgte ein dumpfer, schwerer Aufknall — die Pulverkammer hatte Feuer gefangen. Ein Paar Sekunden lang flimmerten Holzsplitter und brennende Sparrenstücke hoch in der Luft; dann trat tiefes Dunkel ein, und über unserem prächtigen Kaufahrer schlugen die Wogen des Meeres für immer zusammen.

Trübselig war die Aussicht auf das Schicksal, welches uns jetzt bevorstand. Im großen Boote befanden sich der Kapitän und fünfundzwanzig Personen mit Inbegriff

eines vier Monate alten Kindes; das Boot war 23 Fuß lang und  $7\frac{1}{2}$  Fuß breit; in jedem der beiden andern Boote befanden sich zehn Personen mit Inbegriff des kommandierenden Offiziers. Jedes dieser Boote hatte einige Säcke Schiffszwieback; allein der Hauptmundvorrath befand sich im großen Boote. Wir waren nach einer ungefähren Berechnung über zweihundert deutsche Meilen von Rodriguez und hundert Meilen von Diego Garcias, der größten der Chagos-Inseln entfernt; um aber zu diesen letzteren zu kommen, mußten wir erst die von plötzlichen Windstößen heimgesuchten Breiten, die wir eben hinter uns gelassen hatten, in einer Verfassung durchsegeln haben, die uns schutz- und hilflos jedem Zufalle preisgab. So beschloßen wir denn, da wir uns mit Vorräthen wohl versorgt sahen, es mit der Fahrt nach Rodriguez zu versuchen, empfahlen uns der Führung der Vorsehung, die unser einziger Hoffungsanker war, und waren gegen elf Uhr mit dem Takeln unserer Boote fertig und unter Segel. Wir hatten eine Laterne an den Mast unsers großen Bootes gebunden, um zu verhüten, daß die anderen Fahrzeuge von uns abkamen; und mit anbrechendem Tage schickten wir sie überallhin herum, um nach Schiffen auszusuchen. So lange der Wind leicht wehte, konnten sie uns voraussegeln, als er aber stärker blies und die See hoch gieng, segelten wir schneller als jene, da das Gewicht und der Umfang des Bootes uns einen Vortheil verlieh.

Am dritten Tage unserer Bootsfahrt begann die Witterung mit dem sich nähernden Mondwechsel ein drohendes Aussehen anzunehmen, da wir aber im Passatwinde fuhren, so besorgten wir nichts von widrigen Winden. Im Laufe der Nacht blies es frisch, mit Regenschauern; wir waren ohne alles Obdach, und die ihr Flugwasser über uns spritzende See neigte uns tüchtig durch und durch, und verdarb einen großen Theil unseres Zwiebacks, was wir indessen erst entdeckten, als wir ihn fast nicht mehr nöthig hatten.

Im Laufe des folgenden Tages wurde das Wetter so schlimm und ungestüm, daß eines der kleinen Boote dadurch unbrauchbar gemacht wurde. Es kam an uns her, und der Schiffszimmermann mußte es ausbessern, so gut es gehen wollte, freilich mit wenig Hoffnung auf einen nachhaltigen guten Erfolg. Wir machten uns nun daran, ein Stück Segeltuch zum Abhalten des Flugwassers an der dem Winde ausgesetzten Seite unseres Deckes hin zu befestigen, indem wir eine Stange von Bambusrohr vier Fuß am Mast hinauf angechnürt, und sie an dem Durchschnitt zweier Stützen in gleicher Höhe über dem Hintertheil des Bootes festgemacht hatten. Das Segeltuch wurde dann tüchtig daranhin festgebunden, so daß es eine Art halbschräges Dach bildete; und ohne dieses, wenn auch unvollkommene Schutzmittel hätte unser Boot unter den hereinschlagenden Sturzwellen versinken müssen, die sich selbst jetzt noch in solchem Schwall über unser

Fahrzeug brachen, daß vier Männer unaufhörlich mit Ausschöpfen zu thun hatten, um es vom Wasser frei zu halten. Gegen Abend blies ein heftiger Wind bei furchtbar wogender See; und da wir das andere beschädigte Boot nicht mehr für haltbar genug hielten, so nahmen wir seine Bemannung ein und gaben es preis. Wir waren unser jetzt 36 Personen — zusammengepfropft, so eng als wir nur zusammengehen konnten, und genöthigt, alles nur halbwegs Ueberflüssige über Bord zu werfen. Wir hatten nicht mehr als acht Zoll vom Schanddeck frei über dem Wasser.

Diese Nacht wird mir stets unvergesslich bleiben; meine damaligen Gefühle aber vermag ich nicht mit Worten wiederzugeben. Unsere Lage war in der That schrecklich. Eine Welle hätte uns niederschwemmen können, und nicht eine Spur würde dann geblieben sein, um von dem Schicksale unseres versunkenen Rauffahrers Kunde zu geben.

Durchnäßt, zusammengequetscht, schlich uns Sammergestalten die Nacht hin, tagte uns endlich der Morgen, und wie schlecht auch noch das Wetter war, so fühlte ich doch wieder einige Hoffnung, die mich beinahe schon gänzlich verlassen hatte. Eine furchtbare Sturzwelle rollte brüllend nieder, und vor Entsetzen hielt ich den Athem an. Sie brach grade hinter unserem Spiegel zusammen, durchnäßte die armen Frauen bis auf die Haut, und riß dem Manne am Steuer den Hut mit fort. Da rief der

Kapitän mit einem Tone, der uns Allen Muth und Zuversicht einflößen sollte, die wie er mir späterhin sagte, sein Herz nicht theilte: „hat nichts zu bedeuten, es ist Alles recht; ausgeschöpft, meine Zungen!“ Er machte sich keine Hoffnung, dass wir jene Nacht überleben würden, hielt sich jedoch, so abgemüdet an Leib und Seele er auch war, mit wackerem Muth aufrecht, und verrieth weder in Wort und That ein Gefühl, das uns hätte zur Verzweiflung treiben müssen. Die ganze lange Sturmnacht hindurch stand er auf der Bank, und schloß fast volle 48 Stunden kein Auge zum Schlummer.

Der Morgen kam und gieng; und da nach dem Mondwechsel das Wetter erträglicher zu werden anfing, so wurde auch unsere Lage verhältnismäßig minder unbehaglich. Wir hatten drei kleine Mahlzeiten von Schiffszwieback und etwas Marmelade, und drei halbe Pinten Wasser mit Brauntwein — wenn wir wollten. So hatten wir denn für die Noth, und ich bin sehr geneigt, gerade dem Umstande, dass wir nicht mehr hatten, unseren guten Gesundheitszustand zuzuschreiben. Cigarren hatten wir die Fülle, und dampften denn auch wacker, so oft wir nur Licht schlagen konnten, und nie in meinem Leben ist mir der Tabak so köstlich und erquickend vorgekommen, wie in jener Zeit. Die Frauen waren schlimmer daran, denn sie konnten sich nicht von der Stelle rühren, und hatten mit noch mancherlei an-



deren Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Doch entschlüpfte ihnen bei alledem nie ein Wort der Klage.

Am dreizehnten Tage fiengen wir an, uns nach dem ersehnten Rodriguez umzuschauen. Der Kapitän hieß uns jedoch nicht zu viel hoffen, da seine Instrumente in den letzten Zeiten zu unsäuberlich behandelt worden seien, als daß man sich mit Sicherheit auf sie verlassen könnte. Die Nacht brach ein, und ich gieng vornhin, um mich schlafen zu legen; gegen zwölf Uhr weckte mich das Geschrei, daß das Land gerade vor uns liege. Ich blickte hin, und sah wirklich Land halbdentlich durch das Dunkel hervortreten. Der Kapitän hatte das Boot seit einer Stunde beige-dreht. Jetzt ließ er noch Segel beisetzen und steuerte auf die Küste zu. Um halb drei Uhr zeigte sie sich schon viel deutlicher. Wir legten nun bis zum Tagesanbruch bei. Ich versuchte wieder einzuschlafen; allein meine innere Aufregung war zu heftig, und so setzte ich mich denn, nach einigen fruchtlosen Versuchen, hin und rauchte; mit einem Sturm von Empfindungen im Herzen, die mir lange schon fremd geworden waren. Mit dem ersten Sonnenstrahl erschien Rodriguez gerade vor uns in einer Entfernung von etwa sechs englischen Meilen, und um acht Uhr waren wir Alle wohlbehalten am Lande. Ein Fischer, der herausgekommen war, um uns den Weg durch die Risse zu zeigen, nahm uns in seinem Hause auf, und schickte sich an, so gut er es vermochte, uns zu speisen und zu tränken, während er zugleich Jemand fortschickte,

um die Herren auf der Insel von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Zwei von ihnen kamen ohne Verzug zu uns herunter, beglückwünschten uns über unsere wahrhaft wunderbare Rettung, und trafen dann alle Anstalten, uns möglichst gut unterzubringen und für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen. Seit vierzehn Tagen schliefen wir zum ersten Male wieder in einem guten und bequemen Bette — aber auch was für einen Schlaf! So köstlich ist mir noch keine Nacht vergangen, als die erste nach unserer Ankunft zu Rodriguez.

Tief, hoffe ich, wird Jeder von uns die Erinnerung an unsere wunderbare Rettung in dankbarem Herzen bewahren. Meine Gefühle, als ich an's Land stieg, überwältigten mich so sehr, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Keine menschliche Weisheit hätte uns in solchen Fährlichkeiten helfen können; des Allmächtigen Hand allein war es, die uns dem Untergange entriß. Dies im Auge und mit einem Rückblick auf die treu berichteten Thatsachen, und wohl im Gedächtnis, — daß wir dreizehn volle Tage und Nächte den Ungestüm von Wind und Wellen und Wetter in einem offenen, lecken Boote ausgefetzt waren, — oft Tage und Nächte lang durch und durch genäßt, und nie ganz trocken, — und daß wir trotzdem Alle (mit Ausnahme der schon vorher Erkrankten) wohlbehalten und eher noch gesünder, — landeten, — wer wollte da das nur zu oft übersehene Walten einer göttlichen Vorsehung

verkennen? — Einen Mann, der da kaltflügelnd sagen könnte, unsere Rettung sei zum Verwundern, ohne sie ganz und allein der wahren Ursache beizumessen, nämlich dem Beistande Gottes, — einen solchen Mann könnte ich in der That für nichts Besseres, als für einen wahren Heiden halten.

### Die Alpenrose, die Enziane, der Steinbrech.

Wenn der Wanderer seine liebe Heimat im Thale verläßt und die Alpenhöhen ersteigt, hat er verschiedene Regionen zu durchreisen. Erst nimmt ihn der mächtige Laubwald in seine Schatten auf; dann wechselt mit ihm das düstere Immergrün der Tannenwälder. Nach und nach hört aller höhere Baummuchs auf; dagegen deckt fettes, üppiges Gras den Boden, den schönen Alpenheerden zur saftigen Nahrung. Noch höher gestiegen — und das Pflanzenwachsthum hat seine Gränzen erreicht. Der Berg ist mit einem dichten, kristallinen Eispanzer umgürtet; thurmhoch erheben sich die Eisstücke in wunderbarer Gestalt und stundenweit dehnt sich ihre Masse aus. Hier vernimmt er nichts, als das heifere Gefrächze der Lämmergeier, das Krachen der Eispalten, den furchtbaren Donner der Lawinen. Aber die Gränzlinie des Lebendigen die Fruchtbarkeit der Firnen, hat der Herr noch geschmückt mit den lieblichsten Kindern der Pflanzenwelt, und hat so das kalte Reichenhaupt bekränzt mit lieblichem Kranze.

Hier findet sich die *Alpenrose*, ein niedriger, oft kriechender Strauch, mitten aus den Alpgesteine hervorsprossend. Die Zweige sind an den Enden dicht beblättert, die Blätter lederartig, länglich lanzettförmig, am Rande umgerollt, oberhalb kahl, unterhalb rostfarbig, die Blüten in Doldentrauben, dunkelrosenroth mit weißen und goldgelben Harzpunkten. Sie blüht im Juli in der baumlosen Region der Alpen. Dann steigen die Kinder der Hirten von den Alpen nieder und bringen den Thalbewohnern die lieblichen Sträuße. Im Thal und auf den Höhen findet sich das bescheidene, doch nicht minder anmuthige Geschlecht der *Enziane* oder *Gentianen*. Sie erheben sich nur einzeln und selten zum Wuchs des Strauches, sondern sind meistens unbehaarte Kräuter, mit entgegengesetzten sitzenden, ungetheilten, meist ganz randigen Blättern, ohne Nebenblätter. Die Blüten entspringen aus den Blattwinkeln oder sind gipfelständig, einzeln oder zu Rispen gehäuft. Der Kelch ist einblättrig, die einblättrige Krone weit, trichter- oder tellerförmig, vier- oder fünfklappig. Die Frucht ist eine ein- oder zweifächerige Kapsel mit kugligen oder eckigen Samenkörnern.

Der gelbe *Enzian* wächst auf den Alpen und Boralpen; er hat ovale  $\frac{1}{2}$ ' lange Blätter mit starken Rippen, die goldgelben Blüten stehen in Wirteln über einander am 3—5' hohen Stiel, sind fünfspaltig. Blütezeit: Juli und August. Die dicke, fleischige 1—3' lange Wurzel ist außen braun und ringförmig gerunzelt, inwendig gelb,

getrocknet bräunlich. In den Apotheken wird sie als ein bitteres Mittel bewahrt. In der Schweiz und Tirol bereitet man durch Destillation einen bitteren Croatwein daraus.

Aus der vielköpfigen, runden Wurzel des rothen Enzians erhebt sich der undeutlich vierknotige Stengel 1—2' hoch, mit 3—4" langen Blättern am Boden besetzt und trägt im Juli und August eine Blumenkrone, deren sechsspaltige Blüten innen rein gelblich, außen reihenweise dunkel purpurn punktiert sind.

Der gemeine Enzian trägt eine schöne Blumenröhre von himmelblauen Glockenkelchen mit grünen Längsstrichen.

Der Frühlingsenzian, Auf- und Zu-Blümlein, ist eine kleine zarte Pflanze, ein Kind des ersten Frühlings, mit tiefblauer Krone.

Die Steinbreche sind schöne krautartige Pflanzen, gewöhnlich mit weißen Blüten, rosenartigen Blättern und drüsigen Stengeln; einige Arten haben gelbe, andere rothe Blüten. Sie haben einfache, entweder getheilte oder ganz abwechselnde Blätter, ohne Nebenblätter, und einfache, oft nackte Blumenstiele. Der Kelch hat 4—5 Blätter, die an ihrem Grunde mehr oder weniger zusammenhängen. Blumenblätter sind fünf vorhanden, zwischen den Kelchlappen stehend, oder fehlen ganz. Die Frucht ist gewöhnlich eine häutige ein- oder zweifächerige Kapsel mit zahlreichen sehr kleinen Samen. Die Steinbreche

wachsen in den gebirgigen Strichen Europa's und den nördlichen Theilen der Erde und bilden hauptsächlich jenen schönen und weichen Rasen, welcher in hohen Alpengegenden an der Schneegränze getroffen wird; einige wachsen an alten Felsen und alten Mauern, in Baumhecken, an Bächen oder in Gräben.

Der gemeine Steinbrech wird 1' hoch, hat nierenförmige, lappige, etwas fleischige Blätter, weiße Blumenblätter mit grünem Stengel. Der rasenartige mit weißen Blüten findet sich auf den höchsten Gebirgen und im hohen Norden. Der dreifingrige ist ein zartes, meist fingerhohes, einjähriges Pflänzchen mit dreilappigen Blättern und kleinen weißen Blüten; er blüht im Mai und Juni auf sonnigen Felsen, Mauern, trockenen Wiesen und Aekern.

### Die heisse Welt.

Nicht überall genießt der Mensch des lieblichen Wechsels der vier Jahreszeiten. Dem herben Winter folgt nicht überall der liebliche Frühling, diesem der heiße, fruchtbringende Sommer, welchen der freundliche, kühle Herbst ablöst. Es gibt Länder, in denen die Sonnenstrahlen fast immer senkrecht auf die Erde niederfallen, in denen der Wechsel zwischen der Dauer des Tages und der Nacht verhältnismäßig gering ist. Da schmückt den Boden nicht das frische Grün unserer Wiesen, er ist meilenweit dürr und ausgebrannt. Weit über die Hälfte

des Jahres dauert die trockene Jahreszeit, unserem Sommer vergleichbar; nur selten fällt dann ein befruchtender Regen, wenn fruchtbare Gewitter sich in der Atmosphäre entladen; die Hitze wird glühend, das Wachstum zahlreicher Pflanzenfamilien endet; die Steppe wird zur Wüste; die Thiere ziehen sich in's Dunkel des Urwaldes zurück, oder machen die Nacht, ausgezeichnet durch Kühlung und Thaurcichthum, zum Tage. Die übrige Zeit des Jahres wird Regenzeit genannt; sie entspricht unserem Winter, dann fällt der Regen häufig und tränkt die dürstende Erde, auf und in welcher sich nun tausendfaches Leben regt. Bäche und Flüsse füllen sich nun bis zum Ueberfließen, sie treten aus ihren Ufern und die Steppenwüste wird zum unabsehbaren Meer. Hier hat die Natur im Lebendigen und Leblosen Außerordentliches geschaffen. In den Wäldern haust Löwe und Tiger, das hässliche Heer der Affen, die Riesen der Thiere, Elefant und Nashorn, hier freuen sich Vögel voll des schönsten Gefieders ihres Daseins, vom winzigen Kolibri bis zum stolzen Pfau; in den Sumpfigenden dehnt sich das furchtbare Krokodil, dort zischt die Riesenschlange; die Gewässer bergen die abenteuerlichsten Formen von Fischen. Ueber den Blütenkelchen wiegen Riesenschmetterlinge und Riesenkäfer ihre Schwingen, und selbst das Meer birgt dort Köstliches, die edle Perle in der Muschel.

Auch die Pflanzenwelt bringt in Formen und Farben eine Fülle, einen Reichthum, hinter welchem die Fluren,



Auen und Wälder unserer gemäßigten Erdstriche weit zurückstehen. Da hebt die Palme ihr stolzes Haupt, der Brotbaum ist für die genügsame Familie des Südsee-Insulaners, was für unsern Bauern seine mit Mühe bearbeiteten Hufen des Landes. Weihrauch und Myrrhen, Zucker und Thee, die köstlichsten Gewürze, die kräftigsten Spezereien liefert der Boden der heißen Zone. Unererschöpflich ist die Naturkraft im undurchdringlichen Urwald, wo am und auf dem Riesenbaume ein tausendfaches Leben von Schlingpflanzen, Insekten und andern Thieren sich regt.

Und selbst im Schooße der Erde ist hier das Kostbarste niedergelegt, was dem Menschen zum Schmuck und als wertvollster Reichthum dient, so oft aber auch in ihm einen unheilvollen Sturm wilder Leidenschaften heraufbeschwört, wir meinen das glänzende Gold, das weiße Silber, den herrlichen Diamant, und anderes kostbare Edelgestein.

### Der Regenbogen.

Nütliches, Wohlthätiges und Unentbehrliches, was zur Nahrung, zur Bekleidung und zum Obdach, überhaupt zur Erhaltung der lebenden Geschöpfe gehört, finden wir in der ganzen Natur. Das Wasser löscht unsern Durst; für uns wachsen allerlei Früchte, um uns zu sättigen; wir finden Materialien zu unserer Bekleidung und zum

Bau unserer Wohnungen. Eine allmächtige Hand reicht uns Alles dar, was wir bedürfen.

Aber auch Schönes, Großes und Herrliches hat Gott geschaffen, was wir mit staunendem Entzücken betrachten, was unsere Bewunderung erregt und unsere Herzen mit Freude erfüllt. Der Glanz des Sternenhimmels, die Morgen- und Abendröthe, die verschiedenen Gestalten und Farben der Wolken, das schöne Grün der Wiesen und Blätter an den Bäumen, die Blüten und Blumen zeigen uns eine Schönheit und Pracht, die uns rührt und bewegt, und unsere Seele zu Gott in dankbarer Anbetung erhebt, welcher sein großes Schöpfungswerk so herrlich und unnachahmlich geschmückt hat. Der mit Vernunft begabte Mensch ist es auf der Erde allein, der dieses Schöne, Erhabene und Göttliche empfinden und denken kann.

Zu diesen Schönheiten in der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, rechne ich auch den vielfarbigen Regenbogen. Man muß staunen, wenn man bedenkt, daß er durch Regentropfen entsteht, die aus den Wolken zur Erde niederfallen, und in denen sich die Lichtstrahlen brechen. Immer freut ihr euch, wenn ihr den großen glänzenden Bogen über euch, in der Luft ausgespannt erblickt, der mit seinen beiden Enden die Erde berührt. Vergesst es nie, daß er das Zeichen des Bundes ist, welchen Gott nach der Sündflut mit Noe geschlossen hat.

Wenn ihr darauf gemerkt habet, so erscheint euch der Regenbogen nur dann, wenn euch die Sonne im Rücken

steht und in den Regen vor euch ihre Strahlen fallen läßt. Immer also der Sonne gegenüber erscheint der Regenbogen, des Abends in Osten, des Morgens in Westen, in Norden nur im Winter, wenn die Sonne niedrig steht. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinter stehende Wolke ist. Es sind nicht die Dünste der Wolken, sondern wirkliche Tropfen, die ihn bilden. Die Hauptfarben des Regenbogens sind: violett, indigo-blau, hellblau, grün, hellgelb, oranggelb, roth, außerdem aber noch alle Farben, die durch den Uebergang von einer zur andern entstehen.

Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen, in gleich weiter Entfernung von ihm, ein Nebenregenbogen, dessen Farben von jenem in verkehrter Richtung liegen; seltener entsteht auch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so aufeinander folgen, wie wir sie auf dem Hauptregenbogen sahen. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben, und bei dem dritten sind sie am schwächsten.

Wenn nicht an allen Stellen eine Wolke regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diesen nennt man Regengalle.

Bei großen Wasserfällen, wo viele Dünste die Luft erfüllen, sieht man, wenn man ebenfalls die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, die das erhabene Schauspiel der Natur, wie bei dem Niagara-fall, noch mehr verschönern.

Wenn die Sonnenstrahlen von einer ruhigen, stillen Wasserfläche zurück in den niederfallenden Regen geworfen werden, so entsteht auch ein Regenbogen, doch mit dem Unterschiede, daß die Farben in ihm gerade in der umgekehrten Richtung eines wirklichen Regenbogens liegen.

Wenn das Meer stürmt, und die Wellen in Tropfen und Dünsten aufstiehn, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft zwanzig, dreißig Regenbogen zugleich, deren Farbe gegen die Sonne gelb und gegen das Meer blaßgrün ist.

Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen: sie sind aber sehr blaß und nur weiß oder gelb.

Alle Regenbogenfarben spiegeln sich des Morgens in den kleinen Thautröpfchen, die funkelnden Sternchen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbarste Diamant funkelt nicht so schön, als diese Tropfen, von denen die Pflanzen und Halme überstreut sind.

Man sieht mit jedem Augenblicke einen neuen Regenbogen, weil die Regentropfen hinter einander im beständigen Fallen sind und die Farben von immer neuen Tropfen gebildet werden; aber wir nehmen diesen Wechsel nicht wahr, weil in die Stelle eines jeden fallenden Tropfens wieder ein anderer tritt.

Steht man auf einer weit über den Horizont erhobenen Höhe, oder Regenwolke nahe genug, so erscheint der Regenbogen als ein völlig runder Kreis. Wir sehen ihn nur als einen Halbkreis. Je tiefer die Sonne am Morgen

oder am Abend steht, desto kleiner erscheint auf der Erde der Regenbogen; je höher sie sich aber am Himmel erhoben hat, desto größer zeigt sich uns das Stück vom Regenbogen. Jeder Sonnenstral besteht aus sieben Farben und zertheilt sich in dieselben, wenn er in einem durchsichtigen Körper gebrochen wird. Dieses sieht man schon an einem Glase Wasser, wenn die Sonne darauf scheint; noch mehr aber durch ein dreiseitig geschliffenes Glas, das man ein Prisma nennt. Läßt man das Sonnenlicht durch ein solches Glas in ein dunkles Zimmer fallen, so zeigen sich an dem die schönsten bunten Farben, wie sie sich auch an dem Regenbogen zeigen.

Man kann sich eine sinnliche Vorstellung von dem Regenbogen machen, wenn man eine gläserne Kugel mit Wasser anfüllt, auf sie unter einem gewissen Winkel die Sonnenstrahlen fallen läßt; dann erblickt man auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt, im Kleinen einen farbigen Regenbogen.

Uns muß es genügen, die Werke des allmächtigen und allgütigen Schöpfers mit Anbetung und Bewunderung seiner Größe zu betrachten, wenn es unserm schwachen Verstande auch nicht vergönnt ist, das Wie und Warum zu begreifen. Das soll uns demütig und bescheiden machen, daß wir mit unserer Kindesweisheit nicht Prahlerei treiben.

## Das Gewitter.

Eine heitere Stille, ein klarer Himmel, ein frohes Leben in der Natur herrscht am frühen Morgen. Es grünt und blüht, es rauscht und rieselt, es singt und hüpfet. Ist's doch so, als ob die Schöpfung einen schönen Festtag feiern wollte, an dem sich der Mensch mit Vernunft und Gefühl am herzlichsten freuen soll. Die unermessliche Bläue des Aethers überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dickere Wolken dem Horizonte herauf, erheben sich immer mehr, gleichen über einander gelagerten Gebirgsmassen, mannigfaltig gestaltet, gräulich, düster, hell, gefärbt. Durch sie, wie durch einen Schirm, werden die Stralen der Sonne gehemmt; das Tageslicht verliert seine Helle; es wird trübe und dunkler.

In der dunklen Wolke blitzt es; sie wird plötzlich erleuchtet. Ein schwaches Donnern wird gehört, das lauter schallt, je näher das Gewitter kommt. Schwül ist die Luft. Regenwolken senken sich in der Ferne nieder. Plötzlich bricht ein Sturm los; er braus't und faus't; er führt Staubwolken in die Luft empor; Seen und Ströme schlagen Wellen; das Wasser schäumt; die Wipfel der Bäume schwanke hin und her. Die Thiere des Landes, die Vögel verbergen sich und suchen Schutzörter gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch kann nicht ohne Furcht sein. Er fragt: Wen wird der flammende, das Leben im Nu zerstörende Stral treffen? Auf welche Wohnung

wird er niederfahren, zünden und sie in einen Aschenhaufen verwandeln? Kann nicht ein Wolkenbruch, ein Platzregen eine verheerende Ueberschwemmung anrichten? Wird nicht der Hagel die Früchte des Feldes niederschlagen? Leben, Gesundheit und Eigenthum stehen auf dem Spiele. Wird es gerettet, wird es vernichtet werden? — Diese Fragen kann Niemand beantworten.

Das Herz bebt; Felsen zittern; von wüthenden Wogen wird das Ufer gepeitscht. Oft folgt Blitz und Schlag schnell auf einander. Es fallen große Regentropfen. In einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder. Aus den Thälern und Wäldern ist die ruhige Stille entflohen, das Brüllen des Donners, das Toben und Stürmen hat sie verscheucht.

Aber ohne Schaden ließ der Allmächtige das Gewitter vorüberziehen, um seine Schrecken, aber auch seine Wohlthaten in anderen Gegenden zu verbreiten. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne am Tage, Mond und Sterne des Nachts hinter dem Gewölke wieder hervor. Der laute Krieg hat sich in einen fröhlichen Frieden verwandelt, die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur; rein gewaschen vom Staube sind die Gewächse; munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Haine; trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft; die Schwüle hat sich abgekühlt; die Brust kann freier athmen; der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur. Wie wohlthätig ist das Gewitter! Preis und

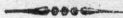


Anbetung dem Allmächtigen, der das Verderben in Segen verwandelt!

### **Dank für die in der Natur sich offenbarende Güte Gottes.**

Gott hat die Natur um uns her zu einer nie verfliegenden, immerdar reichlich strömenden Quelle von Gütern und Freuden gemacht, welche unsere Sinne erquickend, unsere Kräfte stärken, uns nicht blos den frohesten Genuss bereiten, sondern auch zur Erfüllung unserer höhern Pflichten geschickt machen, und vor Allem uns zum innigsten Dankgefühl gegen ihn, den Geber alles Guten, erwecken. Für uns sprosset die Saat, duftet die Blume, grünnet die Flur, schattet der Baum; uns erfreut der Gesang der Vögel, uns nährt die Frucht der Erde, uns stärkt der Saft der Traube, uns erwärmt der Strahl der Sonne; für uns bekleidet sich mit Wolle das Lamm, das an dem Hügel weidet; uns dienen alle Reiche der Natur, uns öffnet dieselbe auch ihre verborgensten Schätze. Und über Alles, was erschaffen ist, um unser Leben zu erhalten und zu schützen, und unsere Bedürfnisse zu befriedigen, ist eine unermessliche Fülle des Reizes, der Schönheit und der Freude ausgegossen, so daß wir täglich schmecken und fühlen, wie freundlich der Herr ist, dessen Güte in allen seinen Anordnungen und Werken sich offenbart. Nicht blos im strahlenden Lichte des Tages, auch im Dunkel der einsamen Nacht glänzt uns seine Güte entgegen. Der Frühling mit seinen

Blüten, der Sommer mit seinen Reizen, der Herbst mit seinen Früchten, ruft uns zu, daß seine Gnade überschwänglich ist und ewig währt. Ja, selbst der öde Winter, der brausende Sturm und der starrende Frost sind Zeugen seiner Alles erhaltenden, versorgenden, erfreuenden Güte. Uns Menschen ist die Fähigkeit gegeben, die in den erschaffenen Dingen sich offenbarende Liebe Gottes zu erkennen, aber auch die Pflicht auferlegt, diese Dinge weise zu gebrauchen, zu unserm ewigen Heile sie dankbar zu benutzen. Möchten wir dies immer thun! Aber wie oft freuen wir uns ohne ihn, dem Geber des Guten; wie oft genießen wir die Gaben seiner Huld, und vergessen es, daß wir vor Allem ihm zu danken verpflichtet sind. Wie oft brauchen wir die Segnungen seiner Vaterhuld zu unserm Verderben; wie oft lassen wir uns beim Gebrauche zur Ueppigkeit, Unzufriedenheit, Unmäßigkeit verleiten! Wie oft saugen wir aus den Blumen, welche an unserm Lebenspfade blühen, ein Gift, welches unsern Körper zerrüttet, die edleren Kräfte zerstört, unsere Begierden entflammt, den Geist betäubt, und uns stich, schwach und elend in ein frühes Grab stürzt. So verwandelt der Mensch durch eigne Schuld die Segnungen der göttlichen Liebe nur zu oft in eine Quelle von Fluch und Verderben.



# Inhalt.

## Erzählungen.

	Seite
Das Schulfest . . . . .	1
Die Rache des Redlichen . . . . .	19
Robert der Soldat . . . . .	22
Das Kloster Achallm . . . . .	34
Eine seltsame Pflegemutter . . . . .	52
Der Fluch der bösen That . . . . .	58

## Geschichtliches.

Der heilige Aloisius . . . . .	75
Der heilige Karl Borromäus . . . . .	80
Die zweite Belagerung Wiens durch die Türken . . . . .	97
Die große Pest in Wien . . . . .	132
Andreas Hofer, der Sandwirt . . . . .	139

## Naturgeschichtliches.

Drei Tage am Drinoko-Strome . . . . .	147
Ein Schiffsbrand . . . . .	166
Die Alpenrose, die Enziane, der Steinbrech . . . . .	178
Die heiße Welt . . . . .	181
Der Regenbogen . . . . .	183
Das Gewitter . . . . .	188
Dank für die in der Natur sich offenbarende Güte Gottes . . . . .	190







UB WIEN



+AM332629002





